

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Waldvogel. Eine Protections-Geschichte. Von Helene v. Götzendorff-Grabowski. (Fortsetzung und Schluß). — Die kleine Fischhändlerin. Nach dem Gemälde von Johanna Kaverau. — Auf Helgoland. Studien von G. Hermstein. (Fortsetzung.) — Villa „Pia“ in den Gärten des Vatican. Nach einer Originalzeichnung von Th. S. Choulant. — Das Malen auf Glas mit schmelzbaren Farben. Von Lina Schneider. III. — Literarisches. — Unsere Illustrationen. — Feine Küche. — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. August. — Wirtschaftspandereien (mit Abbildung). — Schach. — Nebus. — Stern-Arithmograph. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 32. — Auflösungen der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 31 und der Metamorphosen-Aufgabe Seite 224. — Correspondenz.

Waldvogel.

Eine Protections-Geschichte.
Von Helene v. Götzendorff-Grabowski.
(Fortsetzung und Schluß.)

III.

Am folgenden Tage stattete Johannes Frei seine formelle Antrittsvisite ab, und genau vierundzwanzig Stunden darauf erschien Herr von Bärenstein, in Erwiderung derselben, bei ihm. Dem jungen Poeten war seine Dachstube noch niemals so dürrig vorgekommen, als in dem Augenblick, da die imposante Figur seines neuen Gönners darin auftauchte, strahlend im Glanz einer Toilette jüngster Saison und in dem unerschütterlichen Selbstbewußtsein des Millionärs und Schutzgottes der Kunst und Wissenschaft.

„Lassen Sie sich nicht stören, mein junger Freund,“ sagte Bärenstein liebenswürdig, als er gewährte, daß der junge Mann bemüht war, die Ueberreste eines frugalen, aus Käsebrod und Bier bestehenden Frühstückes hinter einem Stoß mächtiger Folianten verschwinden zu lassen; „ich komme nur für eine Minute; morgen genießen wir einander ja länger. Sehen Sie, dieses hier sendet Ihnen meine Tochter. Die bedeutungsvollste aller Gaben für einen Schriftsteller, nicht wahr?“ Er hatte während dieser Worte einen der lavendelfarbenen Visitenhandschuhe abgestreift und etwas aus der Tasche seines Ueberrockes gezogen, einen schlanken Federhalter von dunkeln Golde, dessen oberes Ende in einen fein gearbeiteten Lorbeerzweig auslief. Auch die darin steckende Feder schimmerte goldig. „Möge Alles, was „Waldvogel“ mittelst dieser Feder niederschreibt, seinen Namen mit unvergänglichen Lettern ins Ruhmeslexikon des deutschen Volkes eintragen!“ so sprach Marcia, als sie mir das Geschenk für Sie einhändigte.“ Tact-

voll half Herr von Bärenstein dem Ueberraschten über die Verlegenheit des Dankens fort, indem er an das winzige Fensterchen trat und die schöne, freie Aussicht lobte. „Wirklich ein prachtvoller Blick, aber, zieht es nicht sehr herein, Verehrtester? Der Verchluß scheint ein wenig mangelhaft. Diese kleinen Wandbilder repräsentiren wol den Kreis Ihrer

intimeren, Ihrer Studienfreunde? Die Kapiere und Fetzhandschuhe scheinen derselben Periode — hingegen jene blühenden Veilchentöpfe und der zierlich gestickte Haussegel — (Alles mit Gott! sehr nett, in der That!) — einer späteren, der des Dichtens und Denkens, anzugehören. . . Interessante kleine Einzelheiten für das theilnehmende Auge des Freundes, aber — wissen Sie nicht, daß der Raum, in welchem Jemand wohnt und arbeitet, die beste, getreueste Biographie des Bewohners abgeben soll? Dafür ist dieser kleine Poetenwinkel doch ein wenig zu — nichts-sagend. Sehen Sie, mein junger Freund, Sie haben durch Ihr Hervortreten, durch Ihre Erfolge gewisse Verpflichtungen gegen die Welt und Ihre Muse übernommen. Sie sind nicht mehr Johannes Frei, der simple Student, um dessen äußere Verhältnisse sich Niemand außer seiner Wirthin zu kümmern hatte, sondern „Waldvogel“, ein ruhmgekrönter Autor, den man bald suchen wird, oder schon sucht! . . . Auch wissen Sie noch nicht, wie anders sich Ihre Psyche in einer Ihrer würdigeren, künstlerische Anhaltspunkte für Auge und Geist bietenden Umgebung zu entfalten, zu welchen Höhen sie sich emporzuschwingen vermöchte! Ich aber, der ich den Entwicklungsgang so manches bedeutenden Talentes zu beobachten Gelegenheit hatte, weiß es — und das gibt mir den Muth, so offen zu sprechen.“

Bärenstein war sehr stolz auf diese seine Tags vorher verfaßte und sorgfältig auswendig gelernte Rede; wie sie auf den jungen Poeten gewirkt hatte, vermochte er nicht sofort zu ergründen, da derselbe nicht antwortete, sondern gedankenvoll mit unwillkürlicher Stirn vor sich niederblickte.

„Sie haben mir meine Ehrlichkeit doch nicht etwa übelgenommen, Herr Frei?“

„Ganz und gar nicht, Herr von Bärenstein, allein — was soll das Alles mir? Ich habe, ebenso ehrlich gesprochen, keine



Johanna Kaverau,
1883.

Die kleine Fischhändlerin. Nach dem Gemälde von Johanna Kaverau.

Verwendung für diesen an sich sehr werthvollen Extract Ihrer Erfahrungen. Erstens fühle ich mich zufrieden, ja glücklich hier oben, wo mein erstes Lied mir gelang und Studien wie literarische Arbeiten munter von Statten gehen; zweitens wäre ich, selbst wenn es mich nach einer eleganteren Umgebung gelüstete, außer Stande, sie mir zu verschaffen. Meine Verhältnisse zwingen mich zur Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit. Wenn ich mir vergegenwärtige, was zu allen Zeiten „Poetenloos“ war, so erscheint mir das meine nicht allzu beklagenswerth. Tasso, der eine Woche von dreißig überdies geborgten Pfenningen lebte, Paolo Borghese, von dem uns die Geschichte erzählt, daß er vor Hunger starb, — Homer, Plautus, Kylander — sie und die andern unzähligen, bis in unsere Zeit herüberreichenden Beispiele unverbienten Glendes — sollten sie mich nicht zur Dankbarkeit und Zufriedenheit ermahnen, umsomehr, da ich kleiner bin als der Kleinste von ihnen?“

Herr von Bärenstein bemühte sich, den Ausdruck einer schönen Nührung in sein feistes Gesicht zu legen. „Brav gesprochen, mein junger Freund!“ sagte er. „Ihre Anschauungsweise ehrt Sie mehr in meinen Augen, als der Lorbeerfranz es vermag, aber sie ist keineswegs dazu angethan, Ihnen vorwärts zu helfen. Wir sprechen ein ander Mal eingehender darüber und werden uns einigen, wenn Sie sich nicht gerade böswillig meiner wolmeinenden Führung entziehen sollten, was ja undenkbar ist. Gott befohlen für heute! Und: versuchen Sie einmal die goldene Feder!“

Wie seltsam nahm sich Marcia's Gabe mit ihrem herausfordernden Glanze neben dem rohen, hölzernen Federhalter aus, dessen sich Johannes seit den Schultagen zu bedienen pflegte; es war, als unterbreche das Funkeln des Goldes den stillen, geheimnißvollen Zauber, der sonst die Arbeitsstunden des jungen Dichters umwob, und halte seine Fähigkeiten, seine Schaffenskraft im Bann. Er nahm den Halter auf und tauchte die Feder ein — zum ersten Mal versagte ihm sein Geist den Gehorsam! Er vermochte nicht zusammenhängend zu denken, seine Blicke wanderten unstät in dem kleinen Raume umher; die Zaubfeder — eine solche mußte es sein! schien sein Auge erst der Erkenntniß der Reizlosigkeit seiner Umgebung zu erschließen! Mit der Erkenntniß kam, wie in der unsterblichen alten Paradiesgeschichte, das Leid und die Schuld!

„Wie konnte ich nur all' die Zeit so blind sein?“ sagte er zu sich selbst, die getünchten Wände und spaltigen Dielen mit Geringschätzung musternd; „ich muß mich in der That schämen, wenn Jemand den Haidekraut-Autor in dieser Höhle aufzusuchen kommt! . . . Der alte Bärenstein hat recht, vielleicht in allem andern ebenso; er erkennt die Welt von heute wol besser als Einer, der nur zu lernen und zu träumen, nicht zu Leben verstand, bisher — dessen Bücherweisheit sich in dem elektrischen Licht' dieser aufgeklärten, realistischen Zeit vielleicht als ein Häuflein alterstgrauen Staubes ausweisen und in ihrem scharfen Winde verflüchtigen würde, wenn es ihm einfiele, sie auf den Markt zu tragen! Wer weiß es?“

Das Gold begann in seinen Fingern zu erwärmen, abermals tauchte er die Feder ein, um die vor Bärenstein's Eintritt begonnene Arbeit fortzusetzen — wieder vergebens! Der weiße Bogen war bald zur Hälfte mit geschwürfekten Buchstaben bedeckt, welche sich immer wieder zu einem kurzen, graziösen Frauennamen vereinigten, und Johannes Frei gab für heute mit resignirtem Seufzen das Arbeiten auf, um auf dem kleinen Kopfsopha, dessen Härte und Steifheit ihm auch erst heute recht zum Bewußtsein kam, mißmuthigen Betrachtungen über die Unzulänglichkeit alles Irdischen nachzuhängen.

IV.

„Wo ist der graue Kaiser geblieben?“ fragte nach einiger Zeit Fräulein Marcia den jungen Poeten, seine elegante Erscheinung wolgefällig musternd, während ein triumphirendes Lächeln ihre Lippen umspielte. „Eine so schnelle und vollständige Metamorphose hatte ich trotz all meiner Zuversicht nicht erwartet! . . . Was man nur in der Försterei zu dem Waldvogel von heute sagen würde?“ Das Forsthaus — ach ja! Johannes Frei fand keine Zeit mehr, nach Lindendorf hinzudenken, geschweige denn auf den altgewohnten, stillen Waldwegen hinauszuhinwandern, wie ehemals Sonntag um Sonntag. Bisweilen pochte eine leise, heimliche Sehnsucht danach an sein Herz, aber er achtete nicht darauf. Die Gesellschaft, in deren Schlingen sich der Waldvogel gefangen, nahm alle seine Tage, und auch einen großen Theil seiner Nächte, in Anspruch. Er begann „in die Mode zu kommen.“ Der Wehrauchdunst umnebelte seine Sinne der Art, daß er den Ausweg aus dem gesellschaftlichen Labyrinth nicht mehr ohne einen hilfreichen Ariadnesfaden gefunden haben würde, selbst wenn ihn danach verlangt hätte. Aber davon war gegenwärtig noch nicht die Rede. Bärenstein hatte ihn dazu bewogen, sein Dachstübchen aufzugeben und sich für den Rest des Sommers in seiner geräumigen Villa, deren linker Flügel ganz unbenutzt stand, einzunquartieren. „Besuchsweise,“ hieß es, und Johannes Frei war auch fest

entschlossen, die Gastfreundschaft seines Gönners nur bis zum Herbst anzunehmen. Er suchte sich außerdem für dessen Güte zu revanchiren, indem er Fräulein Marcia's literaturgeschichtlichen Kenntnissen aufhalf und für Frau Zenobia ein dramatisches Kränzchen ins Leben rief, worin man, unter dem Vorsitze des Dichters, mit vertheilten Rollen las. Im Innern ihres Herzens fand Frau Zenobia diesen Zeitvertreib höchst ermüdend und langweilig, aber da die Leseabende durch Waldvogel's Mitwirkung besondere Bedeutung erhielten, mehrere vornehme Mitglieder zählten und Commerzienraths ein Dorn im Auge waren, unterzog sie sich der Tortur, nach einander ein halbes Duzend classischer Frauengestalten möglichst unverständlich und mit denkbar falschestem Pathos zur Darstellung zu bringen.

Johannes Frei hatte natürlich sein Schaffensvermögen wiedergefunden und auch mit der goldenen Feder schreiben gelernt; er arbeitete jetzt anders als früher, ohne den schülerhaften Ernst, aber auch ohne die volle, bewußte Freudigkeit der Dachstube-Periode, oft champagnerberauscht, fieberhaft, wie in Hallucinationen, dann wieder in Momenten der Ernüchterung, wenn er dem lauten Tage eine halbe Stunde des Alleinseins abgestohlen hatte, um einen glücklichen Gedanken auszudenken. Hin und wieder gab Johannes einem auserwählten Zuhörerfreise eins seiner Lieder oder eine Novelle zum Besten, und wenn er der kleinen, stets lobesbereiten Schaar seiner Bewunderer Glauben schenken durfte, so übertraf immer die jüngste Production seiner Feder ihre Vorgänger; ersichtlich schritt er also doch vorwärts auf der steilen Bahn zum Helikon und brauchte die Kritik für das in Vorbereitung genommene, neue Werk nicht zu fürchten.

„Frei ist bleicher als früher,“ sagte Bärenstein eines Abends, als sie alle mit einander auf der Terrasse saßen.

„Das hat nichts zu sagen, Papa,“ meinte Marcia, „eine feine Blässe gehört zu den Attributen des Genies. Ich sah noch niemals einen wahrhaft bedeutenden Menschen mit rothen Wangen.“

Zum Baron Felsenek, ihrem neuesten Bewunderer, äußerte sie dann im Vertrauen: „Ich fürchte sehr, daß die blassen Wangen unseres armen Poeten eine andere Ursache haben und fühle mich halb schuldig in der Sache, ohne mir andererseits den geringsten Vorwurf machen zu können. Dichternaturen dieser Art brauchen so etwas wie eine unglückliche Liebe zum Emporschrauben ihrer Empfindungen, sie ist gleichsam die Hefe im Teig, ohne welche er nicht aufgeht.“

So trefflich auch dem jungen Dichter die stets beifällige Kritik seiner Freunde behagte, im Innern seiner Seele wachte immer wieder das Verlangen nach einem Urtheil von anderer Seite auf, nach einem Urtheil, wie es zum Beispiel Rätchen in ihrer Natürlichkeit und Empfindungsfrische abgeben konnte. Daß sie von unbestechlicher Wahrhaftigkeit und daß ihr gesunder Sinn fast immer das rechte traf, wußte Johannes Frei aus Erfahrung. So reifte denn der Entschluß, wieder einmal einen Sonntag in Lindendorf zuzubringen, endlich zur That. Johannes Frei verrieth den Bärenstein's gegenüber nichts davon; er fürchtete Marcia's spielende Malice, wünschte auch diesmal allein, nur in Begleitung seines Taschenbuches, vor den alten Freunden zu erscheinen. So beurlaubte er sich denn mit einigen allgemein gehaltenen Phrasen und trat ganz heimlich seine Wanderung an. Das Marschiren ging nicht mehr so leicht als früher von statten; Waldvogel von damals „flog“ geradezu aus der Stadt ins Forsthaus, Waldvogel von heute schritt bedächtig fürbaß und trocknete sich von Zeit zu Zeit mit dem feinen Batisttuch die feuchte Stirn. Im Bärenstein'schen Landauer hätte er sich woler gefühlt. Seine Stiefel, sie waren nicht recht geeignet für Waldwege und Fußtouren, drückten ihn ein wenig und die Sonne brannte sehr. Er hatte die Sonne in den letzten Monden kaum zu Gesicht bekommen und fand den warmen Kuß, mit welchem sie ihn hier, wo er vordem in ihrer Gesellschaft geträumt und gedichtet, wieder begrüßte, etwas unbequem.

In Lindendorf schien Alles beim Alten. Schon beim Eintritt in die Allee sah er Rätchen vor der Hausthür sitzen, ein Buch auf den Knien. Als er näher kam, blickte das Mädchen auf und er sah, daß sie weniger ernst und viel frischer erschien, als in seiner Erinnerung. Augenscheinlich erkannte sie ihn nicht gleich, ihr Gruß war ganz fremd, als er aber dann den Hut abthat, ging eine jähe Rötze über ihr sanftes Gesicht und sie sagte fast erschrocken: „Ach, der Hans! Bist Du es wirklich? Wir dachten, Du werdest nun schon für immer drinbleiben, in der Stadt, mein' ich.“

„Ich habe viel an Euch gedacht, Rätchen, (das war nur halb wahr!) aber herauskommen konnte ich nicht eher. Mein Leben war sehr anstrengend, ich arbeitete viel, machte Bekanntschaft mit einflussreichen Leuten, versuchte mit einem Worte, mir eine Position zu schaffen.“

„Ist es Dir gelungen?“ fragte sie ruhig.

„Ich hoffe. Aber davon heute nichts. Bist Du allein daheim? Es scheint fast so.“

„Tante und Oheim sind zur Probe-Predigt des neuen Vicars nach Wallau hinübergegangen und bleiben über Mittag dort. Sie werden sehr bedauern —“

„Thut nichts, Rätchen. Ich finde jetzt wol wieder häufiger Zeit für Lindendorf. Heute kommt es mir, ehrlich gesagt, ganz erwünscht, Dich allein zu treffen. Du sollst einige meiner neuentstandenen Gedichte und Skizzen hören und Dein Urtheil darüber abgeben.“

„Warum nicht gar, Hans! Das ist ein schlechter Scherz. Als ob ich nicht wüßte, daß Du jetzt ein ganz anderes Publicum hast, um über den Werth Deiner Leistungen zu Gericht zu sitzen! Ein armes, unwissendes Landmädchen wie ich —“

„Unsinn, Rätche! Du weißt, daß Dein Urtheil mir stets etwas galt. Wenn Dir aber das Interesse für meine Bestrebungen abhanden gekommen sein sollte —“

Sie wies mit ausdrucksvollem Lächeln auf das neben ihr liegende Buch, worin Johannes jetzt sein „Haidekraut“ erkannte. „Du sollst lesen,“ sagte sie, „aber zuvor hole ich Dir etwas zum Imbiß heraus und einen Krug frischen Bieres. Oder behagt Dir die ländliche Kost etwa nicht mehr?“

„Unbesorgt, Rätchen. Hier in Lindendorf behagt mir Alles.“

„Du bist bleich, Hans,“ sagte sie während des Ab- und Zugehens, „bleich wie vor oder nach einer Krankheit. Unser Doctor erzählte bereits davon. Er war mehrere Tage in der Stadt, besuchte auch einmal das Sommertheater und sah Dich dort. Mit großem Hossaat, wie er meinte, und sehr gesprächig. Ist's wahr, daß Du bei der Familie von Bärenstein wohnst?“

„Für einige Wochen, ja. Ich fand nicht gleich eine passende Wohnung. Herr von Bärenstein ist sehr gütig gegen mich und befißt vielen Einfluß; seine Vermittlung soll gewissermaßen die Treppe sein, auf welcher ich zur Höhe emporsteige. Man muß oben stehen, um zu aller Welt reden und von aller Welt verstanden werden zu können. Ich kann Dir das nicht so klar machen, wie ich möchte, Rätchen. Du kennst das Leben zu wenig.“

„Wol möglich!“ entgegnete sie in ihrer ruhigen Art, hängte das Strickkörbchen vom Arme ab und begann die blinkenden Nadeln mit anmuthiger Geschwindigkeit zu bewegen. „Lies nun, Hans.“

Er schob den Teller fort und schlug sein Taschenbuch auf. „Erst die Lieder.“

Sie saß ganz still und hörte aufmerksam zu, bisweilen die bedächtigen braunen Augen aufschlagend, aber im Uebrigen ohne eine Miene zu verziehen. Auch als er nach dem vierten Liede eine Pause machte und fragend zu ihr aufsaß, öffnete der kleine, festgeschchnittene Mund sich nicht.

„Nun, Rätchen?“

„Darf ich ganz offen sein, Hans? Offen, wie früher?“ „Ich glaube, Du wüßtest es gar nicht anders!“ erwiderte er mit einem kleinen, unbehaglichen Vorgefühl des Kommenden. „Die Gedichte haben nicht Deinen Beifall, wie es scheint?“

„Nein, Johannes, wenigstens nicht in dem Grade wie die früheren. Du traust jene schöne Einfachheit in Ausdruck und Form nicht mehr, die in den Haidekraut-Liedern so unwiderstehlich beredt zum Herzen spricht! Diese neuen Dichtungen sind anspruchsvoll, sie fordern mehr als die andern — und geben weniger. Das ist mein Gefühl. Aber, wie gesagt, Hans, ich schäme mich, es ausgesprochen zu haben. Deine städtischen Freunde werden ein richtigeres Urtheil über den Werth Deiner Leistungen haben.“

„Sie sagten mir alle viel Freundliches in Betreff dieser Gedichte; ich beklage es, daß sie gerade Dir nicht zusagen, Rätchen. Vielleicht liegt die Lösung des Räthfels in den von mir gewählten Motiven, welche Deinem Leben fernere stehen, als jene ersten Wald- und Wiesenfinder, die gleichsam unter Deinen Augen entstanden. Es ist unmöglich, daß Du mit mir alle Wandlungen durchmachst, welche das Leben mit sich bringt, ebensowenig vermagst Du mir deshalb jedes Gefühl nachzufühlen. Ich entwache Deinem Gesichtskreise, mein Waldblümchen, das ist eine traurige Wahrheit.“

„Vielleicht hast Du recht, Hans. Willst Du mir aber nicht noch eine Deiner neuen Novellen vorlesen?“ Er that es, obgleich zögernd, fast widerwillig. „Sie wird ebenso wenig Deinen Beifall haben,“ sagte er. Und so war es auch. Von seinem Manuscript aufblickend, gewahrte Johannes Frei, daß sich die Wangen Rätchens mit einer dunkeln Rötze bedeckt hatten und ein fremder Glanz in ihren Augen lag. „Die Heldin dieser ‚Herzensconflicte‘ erinnert mich an das schwarzhaarige Mädchen mit dem Schlangenumarmbande, Hans, Deine jetzige Hausgenossin. Der Hauslehrer, welcher ihr, nachdem die Liebe ihn zum Dichter gemacht hat, sagt — wie lautet doch die letzte Strophe des Liebesliedes, Hans?“

„Was nur an Herrlichkeit die Erde trägt,
Das hat Natur vereint in Dich gelegt!
Und was Gefährliches nur birgt ihr Reich,
Das birgt Dein Herz, Dein faliches Herz zugleich!
Nicht gut, nicht böß — nichts Ganzes kannst Du sein,
Und nimmst doch ganz mein ganzes Wesen ein!
Mit Dir zum Licht empor — zur Nacht hinab —
Für Dich ein Leben! Und mit Dir ein Grab!“

„Nun ja, dieser Hauslehrer ist kein Mann, er ist ein unfertiger charakterloser Träumer, für den man keine Theilnahme, nicht einmal Mitleid empfinden kann, am wenigsten,

da er, durch Eifersucht in den Tod getrieben, mit dem Dolche, der sonst das Spielzeug der Dame gewesen, seinem nutzlosen Leben ein Ende macht, zuguterletzt noch den Schimpf der Feigheit und Lächerlichkeit auf sich ladend! Es ist, als habest Du diese Novelle nach einer durchschwärmten Nacht geschrieben, Hans!" Sein Antlitz glühte auf in Aerger und Erregung, aber vorläufig überwog das Erstaunen jede andere Empfindung bei weitem.

"Ich erkenne Dich nicht wieder, Rätchen! Diese Beredsamkeit! Dieses Feuer, da es gilt, mich zu verurtheilen!"

"Mißverstehe mich nicht, Johannes! Aus mir spricht der Schmerz, daß Du es bist, der diese ungesunde, unerquickliche Geschichte geschrieben! Du, der so Schönes geben kann. Und ich möchte vergehen vor Zorn, daß ich es nicht vermag, zwischen Dir und den Menschen, welche an dieser Wandlung theil haben, eine chinesische Mauer anzurichten für immer und ewig!"

"Du sprichst thöricht, Rätchen," erwiderte er nun ernstlich verlezt, "und es bedarf des ganzen Zaubers alter, lieber Erinnerungen, mich diese Stunde vergessen zu machen. Vielleicht kommt bald eine Zeit, welche Dich klarer erkennen lehrt, was ich den Menschen, von denen Du jetzt so geringschätzig sprichst, zu danken habe und ob meine ungesunden unerquicklichen Geschichten in der That allen Werthes entbehren! Bis dahin soll dieses Thema zu den verbotenen gehören zwischen uns, damit wir Freunde bleiben können!"

Das Strickzeug sank jäh zur Erde, thranenden Auges streckte Rätchen dem sich Erhebenden beide Hände entgegen. "Vergib mir, Johannes, daß ich mich hinreißen ließ! Es soll gewiß und wahrhaftig nicht wieder geschehen! Du darfst nicht verlernen, in Lindendorf Deine Heimath, in mir Deine Schwester zu sehen!"

Schnell verfehlt schlug er ein, und bald plauderten sie äußerlich in der alten Art mit einander. Rätchens Studien, welche Johannes Frei früher mit Sorgfalt überwacht hatte, gaben reichlichen Stoff, eine Inspection des Hühnerhofes und ein kameradschaftlicher Spaziergang durch den gleichfalls unter Rätchens Obhut stehenden Rosengarten schlossen sich daran, das trauliche Souper en deux im kühlen Baumschatten machte den Schluß. Johannes schied mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr, ohne im Herzen daran zu glauben, der Stachel verletzter Eitelkeit saß noch darin, es mußte einige Zeit vergehen, bevor das alte Gefühl für Lindendorf und die Jugendfreundin darüber zu triumphiren vermochte.

V.

Als der Herbst kam und die Bärensteins in ihr elegantes Stadthaus zogen, wollte Johannes Frei sich eine eigene Wohnung miethen, allein sein Protector fand diesen Zeitpunkt durchaus ungeeignet und rieth ihm, sich damit Zeit zu lassen, bis sein neues Buch, sie hatten mit einander den Titel „Auf hoher Fluth“ für dasselbe erdacht, auf dem Weihnachtsbühertisch erschienen und damit wieder eine Staffel auf der Ruhmesleiter erstiegen sei. „Da wir mit Ihnen säeten, wollen wir auch mit Ihnen ernten!“ sagte er, und Johannes blieb. Sein Buch erschien. Schon die Ausstattung, in Gold und Purpur gehalten, mußte Aufsehen erregen. Es waren aufregende Tage, in der die ersten Kritiken erwartet und gelesen wurden und nichts weniger als angenehm für den jungen Schriftsteller, der sein Buch in der sichern Voraussicht eines glänzenden Erfolges ausgehandelt hatte und nun erleben mußte, daß es, obgleich die Presse sich augenscheinlich Mühe gab, das Publicum dem gutrenommirten Autor geneigt zu erhalten, keineswegs den Enthusiasmus hervorrief, von welchem seinerzeit das Erscheinen des „Haidekraut“ begleitet gewesen. Einige an sich unbedeutende Organe brachten zwar grobe Lobhudeleien, welche nicht nur Autor und Werk, sondern auch, ungeschickt verblümt, Herrn von Bärenstein und seinen Einfluß auf das Geistesleben des Dichters in den Himmel erhoben, aber sie hatten keine Stimme; nur der deprimirte „Kunstmäcen“ richtete sich immer wieder an ihnen auf, wenn die schadenfrohen oder bedauerlichen Mienen seiner „Freunde“, die den „Walldvogel-Cultus“ nun zweifelsohne ins Lächerliche zogen, ihn gereizt oder verstimmt hatten. „An diese Blätter müssen wir uns halten, Frei," sagte er. „Ich werde das Betreffende in der „Wochenschrift für Literatur“ und im „Spiegel“ auf eigene Kosten nachdrucken lassen, damit es bekannt wird, alle ändern, von Neid und Mißgunst dictirten Recensionen dürfen uns nicht kümmern.“

Zum großen Erstaunen Bärenstein's legte der junge Dichter nicht den geringsten Werth auf die zudringlichen Lobeserhebungen der einen Seite, widmete aber statt dessen dem rückwärtsvoll verschleierte Tadel der andern die ernsteste Aufmerksamkeit. Still und in sich gekehrt ging er einher, wie in andern Welten lebend.

„Herr Frei wird langweilig, Papa," sagte Fräulein Marcia eines Tages, ohne von ihrer zierlichen Perlenstickerei aufzublicken. „Damit hat er eigentlich das Recht, unser Gast zu sein, verwirkt, zumal da er auch in anderer Beziehung hinter unsern Erwartungen zurückgeblieben. Ich würde mich an Deiner Stelle nicht länger um den ‚gefallenen Stern‘ abmühen, sondern ihn einfach verlöschen lassen, je eher, je

lieber! Wir thaten mehr als genug. . . Noch eine Goldperle, lieber Baron, ich bitte.“ Sie pickte die Perle mit ihrer spitzen Nadel von der weißen Hand des artigen Felseneck auf und lächelte ihn dabei an, wie sie damals, unter den alten Ahornbäumen von Lindendorf, den armen Poeten angelächelt hatte und wie sie es immer that, wenn es galt, ein neues Spielzeug zu gewinnen. . .

Unterdessen saß Johannes Frei in seinem Arbeitszimmer, an dessen elegante Einzelheiten sich sein Auge bereits ebenso gewöhnt hatte, wie seinerzeit an die Mängel und Schäden des der Vergangenheit angehörenden Dachstübchens und blickte gedankenvoll auf ein Zeitungsblatt herab, das ihm soeben unter Kreuzband von unbekannter Seite zugegangen war. Es enthielt, wie er bald genug wahrnahm, eine Kritik seines Buches, und zwar die härteste, welche ihm bis jetzt zu Gesicht gekommen.

„Wir bedauern, einen ausgesprochenen Rückschritt des talentvollen Autors constatiren zu müssen," hieß es darin, „und begreifen nicht, wie dieselbe Feder, deren Erstlingswerk uns durch den Zauber frischester Originalität, durch eine echt künstlerische Reinheit und Einfachheit in Stoff wie Ausführung gewann, eine Arbeit zustande zu bringen vermochte, der alle genannten Vorzüge vollkommen abgehen! Schon das Aeußere des neuen Buches verräth, daß mit „Walldvogel“ eine Wandlung vorgegangen; es tritt, während das erste in schlichtester Ausstattung erschien, mit herausforderndem Glanze vor das Publicum, gleichsam als sein Recht fordernd, was jenes bescheiden erbat. Wenn man bei der Lectüre des „Haidekraut“ Waldluft zu athmen meinte, so dringt uns aus dem „Auf hoher Fluth“ ein penetrantes Salon-Parfüm entgegen, ungesund wie die Gestalten selbst und die Situationen, in denen sie sich bewegen. Kein einziges der gegebenen Motive besitzt Lebensfähigkeit; statt dessen sind sie alle von einer krankhaften Tragik erfüllt, welche verstimmt, ohne zu ergreifen, und uns, wenn wir das Buch schließen, den Eindruck hinterläßt, als hätten wir den Phantasten eines Fieberkranken gelauscht. Wir vernehmen von gut unterrichteter Seite, daß „Walldvogel“ sein neuestes Werk auf hoher Fluth, d. h. inmitten eines bunten, rastlosen Gesellschaftstreibens geschaffen; wäre vielleicht damit der Schlüssel zu dem unerfreulichen Räthsel gefunden? Wir möchten es fast glauben. „Zuckerbrod“ taugt nicht für einen rechten Arbeiter! Es verdirbt den Magen und damit den ganzen Mann! Warum ließ sich der junge Autor durch die ersten, kritischen Trompetenstöße in die gesellschaftliche Arena hinauslocken, statt ruhig hinter seinem Pfluge zu bleiben und — wie es ihm noth that — das Arbeitsfeld seines Geistes mit Fleiß und Unverdroffenheit weiter zu bebauen?! Das Leben schenkt nichts. Was es uns in den Schoß wirft, ist Raubgold und zerrinnt unter den Händen. Nur was wir ihm abringen in hartem, ehrlichem Kampfe, hat bleibenden Werth! Hoffen wir, daß „Walldvogel“, der noch eine Zukunft vor sich hat, den vergoldeten Käfig wieder verläßt und in der Freiheit, in selbstgewählter, seinem Geiste zusagender Atmosphäre die Laute wiederfindet, mit denen er uns seinerzeit überraschte und entzückte. Glückauf dazu!"

„Ist's erlaubt, einzutreten?"

„Bitte sehr, Herr von Bärenstein. Sie finden mich über dem Durchdenken einer neuen Recension meines Buches, welche auch Ihnen noch unbekannt sein dürfte.“

Johannes Frei sagte das in ernstem, ruhigem Tone; seine Augen blickten wie traumbefangen.

Bärenstein ergriff das Zeitungsblatt mit nervöser Hast.

„Die Zeitung — hm — ist nicht ohne Einfluß!"

Während des Lesens wechselten Röthe und Blässe auf seinem Antlitz, eine drohende Wolke trat auf seine Stirn.

„Infame Impertinenz!" sagte er endlich, heifer vor Zorn.

„Rinnt Fischblut in Ihren Aehren, Frei! daß Sie es vermögen, diese Insulten mit der Gelassenheit eines Unbetheiligten hinzunehmen?"

„Wir sehen den Artikel mit grundverschiedenen Augen an, Herr von Bärenstein. Sie lesen nur das abfällige Urtheil über mein Buch heraus und stoßen sich an der schroffen Form der Abfassung, — für mich aber liegt etwas zwischen den Zeilen, was nicht mit Gold zu bezahlen ist!"

Bärenstein fuhr sich mit der Hand durch das krause, graumelirte Haar.

„Ich verstehe Sie nicht mehr, Frei!" sagte er mißvergnügt, fast unfreundlich.

„Aber ich verstehe mich wieder," entgegnete Johannes mit leuchtenden Augen, das Zeitungsblatt, welches Bärenstein im Uebermaß der Entrüstung zerknittert und zu Boden geworfen, sorgsam aufnehmend und glättend, „deshalb trifft keiner der ‚Reulenschläge‘ mein Haupt, sondern sie treffen die Götzen, denen ich bislang opferte und zertrümmern dieselben!"

„Wollen Sie mir sagen, was Sie unter diesen ‚Götzen‘ verstehen, Herr Frei?"

„Vielleicht später einmal, Herr von Bärenstein. Heute will ich Ihnen nur noch versprechen, daß ich mein bestes, ernstestes Können daransetzen werde, die erbarmungslosen Wahrheiten dieser Kritik zu schanden zu machen und mir eine neue, freundlichere zu verdienen!"

Herr von Bärenstein mißverstand den Sinn des Gesagten.

„Recht so, mein Freund!" erwiderte er mit schnell entwölter Stirn. „Wir müssen den Mann darüber aufklären, daß er seine Machtbefugniß überschritten und die ungerechtfertigte Gehässigkeit seiner Kritik offiziell zu corrigiren hat, so weit es möglich. Geben Sie mir das Blatt. Ich will sogleich selbst zu Herrn —“

„Bitte, Herr von Bärenstein, das liegt keineswegs in meinen Wünschen!" Die Stimme des jungen Mannes hatte einen fremden, entschiedenen Klang.

„Es erscheint mir durchaus nothwendig, diesmal allein und unprotegirt — meinen Weg zu machen. Ich erbitte es mir als Freundschaftsbeweis von Ihnen, daß Sie hierin nichts in meinem Interesse thun.“

„Was gedenken Sie anzufangen, Herr Frei?" fragte Bärenstein, ein wenig aus der Fassung gebracht.

„Zu arbeiten!"

„Aber das thaten Sie doch all' diese Zeit hindurch? Das neue Buch legt ja genugsam Zeugniß dafür ab!"

„Leider kein günstiges! Es war auch nicht ‚Arbeit‘ in des Wortes echter Bedeutung, sondern ein Spiel mit der goldenen Feder, was ich in all den verflorenen Wochen und Monden trieb.“

„Und nun? Wie wollen Sie jetzt arbeiten?"

„Das werde ich Ihnen sagen, wenn sich alles geklärt hat in mir; für jetzt bitte ich nur um gütige Beurlaubung.“

„Aber zum ‚Dilettanten-Concert‘ kommen Sie doch herunter? Marcia wird Ihre Romanze singen, und dann gibt es ein Tänzchen.“

„Sie werden mich entschuldigen müssen, Herr von Bärenstein; ich bin heute nicht im Stande, Musik zu hören, am wenigsten meine eigenen Lieder!"

„Wunderbare Leute, diese Poeten! Man weiß niemals, woran man mit ihnen ist," brummte Bärenstein mißvergnügt vor sich hin, nachdem er das Zimmer verlassen, „statt demüthig zu werden durch den offenbaren Mißerfolg, überhebt sich dieser Bursche, weist meine helfende Hand zurück und meint, ohne sie fertig werden zu können! . . . Nun, vielleicht kommt er über Nacht zur Besinnung.“

Die Bärensteins hatten an diesem Tage so vollauf mit den Vorbereitungen für das in ihren Räumen stattfindende Dilettanten-Concert zu thun, daß Niemand Zeit fand, an Johannes Frei zu denken. Erst kurz vor Beginn des Concerts sandte Herr von Bärenstein einen Diener hinauf, um zu fragen, ob Herr Frei denn in der That beabsichtige, den ganzen Abend in Einsamkeit zu verbringen. Der Bote kehrte mit bestürztem Gesicht zurück. „Das Zimmer ist leer," sagte er, „und macht einen sonderbar aufgeräumten Eindruck. Wollen der gnädige Herr nicht vielleicht selbst einmal —?"

Ja. Der gnädige Herr wollte. Er erstieg, so schnell es sein Embonpoint gestattete, die Treppe zum ersten Stock. Walldvogel's Zimmer war leer, in der That. Bärenstein's suchender Blick entdeckte nichts, was ihm zur Lösung des Räthfels verhelfen konnte, bis er näher an den Schreibtisch trat, den Marcia, im ersten Stadium ihrer Gnade, mit zahllosen, eleganten Kleinigkeiten geschmückt. Sie standen alle an ihrem Platze, auch die goldne Feder war vorhanden. Sie lag, ein wenig ostentiv, mitten auf der Schreibtischplatte, neben einem weiß couvertirten Briefe, der Bärenstein's Adresse trug. Was bedeutete das? Konnte Frei sich ein Leid angethan haben? Wie fatal dann für die Familie Bärenstein! Der hastig entfaltete Brief erwies die Grundlosigkeit dieser Befürchtung.

„Wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich bereits ihr schönes, gastliches Haus verlassen," lautete derselbe, „ich, in Begleitung des kleinen, schäbigen Koffers, der meine Habe umfaßte, als ich herkam. Die überaus große und vollkommen unverdiente Güte, welche Sie mir so lange Zeit hindurch erwiesen, macht mich für Lebenszeit zu ihrem Schuldner; ich unterschätzte dieselbe nie, am wenigsten vielleicht, als ich ging, aber ich vermochte sie nicht länger zu ertragen! Das Warum meines Handelns sagt Ihnen die Recension, welche wir miteinander lasen, weit besser, als ich es vermöchte, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, sie noch einmal mit ganzer Aufmerksamkeit zu lesen. Jedes Wort darin ist wahr und brennt in meinem Gedenken. So kehre ich denn in das Dunkel zurück, aus welchem Ihre Hand mich emporhob, um wieder der ‚graue Käser‘ von damals zu werden, und das Arbeitsfeld meines Geistes mit Fleiß und Unverdroffenheit weiter zu bebauen, bis ich mir wiedergewann, was ich verlor: die Selbstachtung, die Gesundheit meiner Seele, die Lebenslust und Schaffenskraft, kurz, all' die guten Geister meines Lebens, welche dem Spiel mit der goldenen Feder zum Opfer gefallen! Leben Sie wol, Herr von Bärenstein. Ich wünsche Ihnen und Ihrem ganzen Hause alles Heil, und mir Ihre Vergebung.“

Johannes Frei."

Während Bärenstein noch mit der Lectüre des Briefes, der ihm im Grunde wenig Verständliches enthielt, beschäftigt war, während Fräulein Marcia in den strahlend

erleuchteten Sälen „Hof hielt,“ an immer neuen Opfern die Macht ihres Lächelns erprobend, befand sich Waldvogel bereits außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach Lindendorf. Er hatte sein Köfferchen in der alten Dachstube untergebracht, wo derselbe eigentlich daheim war, und die eulenäugige, kleine Wirthin durch das Versprechen baldiger Wiederkehr in frohe Ekstase versetzt. Nun schritt er, freudige Unruhe im Gemüth, durch den Abend hin; ein scharfer Wind wehte und trieb große Schneeflocken in sein Gesicht, aber er achtete dessen nicht. Er fühlte sich wie neugeboren, seit er allen erborgten Glanz abgeworfen hatte. Gleich den Bildern einer Camera obscura zogen die Erlebnisse der jüngstverflohenen Monde an seinem Geiste vorüber und er betrachtete sie mit der Objectivität eines Zuschauers, der sein Entree bezahlt hat und nach beendeter Vorstellung das Haus verläßt und auf dem Heimwege bereits zu vergessen beginnt, was er sah. Je mehr er sich dem Walde näherte, um so mehr verblaßte die Welt, welche er hinter sich gelassen, vor derjenigen, deren Sterne ihm niemals freundlicher geleuchtet, als in dieser schneedurchwehten Winterabendstunde. Er beulte sich nicht, da er seinen Weg kannte und liebte, da die Erinnerung zu seiner Linken ging, mit stillen, braunen Augen ihn anlächelnd, und an seiner Rechten die Hoffnung!...

Da lag es endlich vor ihm, das altvertraute Forsthaus, vor dem die winterweißen Hornbäume stille Wacht hielten. Rätchen hatte die Läden noch nicht geschlossen, trotz der vorgerückten Stunde; es war auch im Wohnzimmer noch Licht. Johannes trat ans Fenster und schaute hinein. Da saß sie, an die er auf seinem einsamen Wege zumeist gedacht hatte, nicht über einer Handarbeit, wie sonst, sondern eifrig lesend, umgeben von verstreut umherliegenden Zeitungen und Journalen. Nimrod, des Försters brauner Hühnerhund, hielt, an ihre Knie gelehnt, sein Abendschlächchen. Johannes kannte dieses Bild so genau, und dennoch griff es wie etwas nie Gesehenes, überwältigendes an sein Herz, daß dasselbe wild aufpochte in ungestümmter Freude.

„Guten Abend, Rätchen!“

Das Zeitungsblatt entsank ihren Händen; hastig erhob sie sich.

„Gütiger Himmel, Johannes! Was ist geschehen?“

„Nichts. Mich verlangte nach der Luft von Lindendorf. Da bin ich nun.“

„Aber zu so später Stunde, und bei diesem Wetter, das muß einen besonderen Grund haben!“

„Vielleicht gedachtest Du meiner sehr intensiv, Rätchen? Thatsache ist, daß ich ohne äußere Veranlassung, lediglich von einer innern Nothwendigkeit getrieben, so plötzlich den goldenen Käfig verließ und hierher zurückflog. Nimmst Du das Wunder von einem Waldvogel? Hast Du nicht immer gedacht, es müsse einmal so kommen?“

„Lange Zeit hindurch — ja! Dann aber... Ach, Johannes, ich sorgte mich niemals mehr als eben in diesen Tagen um Dich! Die Recensionen über Dein neues Buch —“

„Rätchen! Du lasest sie?“

„Alle, deren ich habhaft werden konnte. Der Amtsbote verhalf mir dazu.“

„Keine erweiternde Lectüre — in der That... Aber sie brachte Dir die Erkenntniß, daß die Beurtheilungen in den Blättern mit der Deinigen, die mich damals, ich gesteh' es offen, sehr beleidigte, übereinstimmten. Und Du findest doch keine derselben ungerecht?“

„Mein Hans! Aber ich habe all' jene bösen Kritiken so lange gelesen und wiedergelesen, bis sich ihre abweisenden Physiognomien in wolwollende verwandelten, bis jedes strenge Wort mir wie eine Freundeshand erschien — ausgestreckt, um Dir beizustehen! Lernetest Du es doch, sie gleichfalls so anzusehen!“

„Ein Anderer lehrte es mich bereits. Da ist die Zeitung, Rätchen, lasest Du vielleicht zufällig die darin enthaltene Recension? Ein Anonymus, der es sicherlich böse zu machen gedachte, sandte mir das Blatt unter Kreuzband zu. Ich kann es ihm nicht genug danken! Er drückte mir damit die Leuchte in die Hand, deren ich bedurfte, um mich aus dem Labyrinth der Irrthümer und Zweifel ans Tageslicht zurückzufinden.“

Rätchen's Wangen rötheten sich, wie von innerer Bewegung und in ihren seelenvollen Augen flammte ein warmer Glanz auf.

„Ich war der Anonymus, Johannes, der Dir das Blatt sandte,“ sagte sie mit leise bebender Stimme. „Warum sollte ich es noch leugnen in dieser Stunde, die da beweist, daß ich das Rechte traf.“

„Rätchen! Du? So kam also auch diese ‚Wackstimm‘ gewissermaßen aus Deinem Munde!“

„Sieh' mich nicht so sonderbar an, Hans, sondern schilt lieber, daß ich eine so nachlässige Wirthin bin! Dein Mantel

tropft von Schneewasser! Lege ihn geschwind ab. Es steht Warmbier bereit, da ich den Oheim von Wallau zurück erwarte. Du sollst sogleich einen warmen Tropfen haben. Aber — was sehe ich — der alte, braune Rock?“

„Der alte Rock, der alte Johannes!“ sagte er herzlich. „Sprich, Rätchen, glaubst Du noch an ihn und an sein Können, trotzdem er sich so klein und schwach vor Dir gezeigt? Glaubst auch Du, daß Waldvogel in der Freiheit die alte Liederstimme wiederfinden wird?“

„Ich glaube daran, Johannes! So fest, wie an die Wiederkehr des Frühlings! Wenn der wilde Birnbaum Dir die fröhliche Kunde auf blühenden Armen zum Fenster Deines Giebelstübchens hereintragen wird, beginnt auch in Deinem Geiste das Knospen und Blühen wieder, mit der Natur zugleich feiert er seine Auferstehung, in neuen, jubelvollen Lerkchenliedern das Glück der Freiheit preisend.“

Sie faltete die Hände, leiser hinzusetzend: „Gott mache meine Prophezeiung wahr!“

„Und lobne Dir Deine Güte, Du lieblicher Auferstehungsapostel!“ vollendete Johannes bewegt. „Er lasse auch jeden Aufwärtstrebenden, der mit oder ohne Schuld in Geistes-Abhängigkeit gerathen, ‚Wackstimm‘ finden, die ihn auf den rechten Weg zurückführen — und einen Freund, treu wie Du, Katarina, in dessen Auge sich die Thräne der Reue wie das Lächeln wieder erwachender Hoffnung spiegeln kann!“

Die Winternachts-Prophezeiung erfüllte sich. Waldvogel sang wieder und singt noch heute, mit der ganzen reizvollen Eigenart, die seinen ersten Erfolg geschaffen. Er arbeitete sich durch eigene Kraft in jedem Sinne zur Höhe empor, aber nur selten begegnet man ihm in der Gesellschaft, obgleich ihm heute wie damals von fashionablen Vogelfellern, an deren Spitze, beiläufig gesagt, Madame la baronne de Felseneck, née de Bärenstein, nachgestellt wird. Nur einmal noch, nach jener Flucht aus dem goldenen Käfig, hat sich Waldvogel einer fremden Macht gefangen geben müssen, aber er trägt das Symbol dieser Knechtschaft — einen schmalen Goldreif am vierten Finger der Rechten — sehr sorglos und volgemüth. Jedes junge, ernst und frisch emporstrebende Talent findet Anregung und Verständniß, Rath und Unterstützung bei ihm; seinen Lieblingen erzählt er wol auch einmal, zur Warnung, jene Jugend-Episode, die ihn auf so abschüssige Bahn gebracht und er wird nicht müde, ihnen zu wiederholen: „Wahret die Freiheit Eures Geistes, und wollen sie denselben in Fesseln schlagen, so reißt Euch los, oder — gehet zu Grunde. Es gibt nichts Gefährlicheres für die Kunst und ihre Jünger, als — Protection!“

Auf Helgoland.

Studien von G. Hermstein.

(Fortsetzung.)

IX.

Wie gewöhnlich bei schönem Wetter war gegen Abend die Geheimrätthin Meinhardt mit in das Oberland heraufgekommen, um ihren Liebling Erna zur Beobachtung des Sonnenunterganges vom Nordcap aus zu begleiten. Frau Veier, welche heute zufällig etwas eher als sonst von ihrer Bootfahrt zurückgekehrt war, schloß sich den Damen an, und so wandelten die Drei mit hunderten anderer Spaziergänger den schmalen Feldweg entlang, welchem der Humor der Badegäste den bezeichnenden Namen der „Kartoffelallee“ verliehen hat. Denn da von Bäumen auf Helgoland nur dort die Rede ist, wo die rothe Klippe oder ein besonders hohes Haus Schutz gegen die verderbliche Gewalt der Seestürme gewähren, so umsäumt diesen einzigen Spazierweg auf der Insel nichts als das in einzelne kleine Felder getheilte Kartoffelland der Bewohner, und selbst dieses weicht bald dem mageren Gras-

wuchse, welcher die Weide für die wenigen, an langen Stricken eingespöckten schwarzen und weißen Schafe bildet, die — der Stolz ihrer Besitzer — demselben mit ihrer Milch die Kuh des Festlandes ersetzen müssen und deren sanftes, klagendes Blöken melancholisch genug über die wellige kahle Fläche hintönt.

Es war selbstverständlich, daß die Damen am Nordcap unter der so ziemlich vollzählig versammelten Badegesellschaft auch ihre beiden Ritter vorfanden und daß dieselben sich ihnen auf dem Rückwege angeschlossen, nachdem die Sonne, allen Hoffnungen und Erwartungen zum Troß, hinter einer Wolkenwand verschwunden war, ohne ihren Bewunderern den Anblick ihres Niederganges zu gönnen.

Die kleine Gesellschaft hatte der „Kartoffelallee“ den Weg entlang den Klippen vorgezogen und unterhielt sich so lebhaft, als ob sie einander nicht erst vor zwei Stunden im Strandconcert gesehen und gesprochen hätten. Nur Frau Veier's feiner Sinn für Naturschönheit blieb auch während der Unterhaltung für den eigenthümlichen Zauber dieses Weges empfänglich, der hundert und achtzig Fuß hoch über dem Meere dicht an dem Absturz der vielfach weit in die See vorspringenden Felsen hinleitet und nur dort einige wenige Fuß in die Insel hinein führt, wo der rothe Stein überhängt und so das Befahren gefährlich macht.

„Was ist das?“ fragte Erna, plötzlich stehen bleibend und auf ein sonderbares Geräusch horchend, welches wie das Gemurmel einer ungeheuren Menge krächzender Stimmen unten vom Meere, vielmehr aus dem Steine zu kommen schien.

„Die Lummern, welche einander eine gute Nacht wünschen,“ sagte der Regierungsrath.

Erna verstand nicht.

„Wir stehen auf dem Vogelfelsen,“ erklärte Frau Malwine. „Wie in Logenreihen sitzen hier auf den einzelnen Abstufungen des Steins unter uns tausende von Lummern dicht an einander gedrängt; sie hätten auf den Felsen rechts und links noch Platz genug, aber es ist Tradition unter ihnen, nur gerade diesen einen Punkt zu besetzen.“

„Kann man sie von hier aus nicht sehen?“ fragte das junge Mädchen, das den feinen Hals vergebens vorstreckte, um etwas von den Vögeln zu erblicken.

„Schwerlich. Könntest Du Dich jedoch entschließen, mich im Boote zu begleiten, so würdest Du einen höchst originellen Anblick haben.“

„Indessen nur noch morgen,“ sagte der Regierungsrath, „denn ich hörte gestern, daß übermorgen früh die Lummernjagd beginnen wird, und dann genügen zwei Tage, um alle diese Vögel von der Insel zu vertreiben.“

„Wie wäre es, Fräulein Erna — getrauen wir uns morgen einmal mit hinaus?“ meinte die Geheimrätthin ermutigend. „Und dürfen wir Sie begleiten?“ fragte bescheiden Herr von Lbben.

„Alles nur bei ruhigem Meere,“ sprach Fräulein Hagen mit Vorsicht, denn so wenig Nehmlichkeit sie sonst mit Werderbrook haben mochte: im Punkte der Seekrankheit und der Ansicht, wie dieses Uebel auf den unbetheiligten Zuschauer wirken müsse, stimmten die Beiden merkwürdig überein.

Es wurde allmählig dunkler, der zarte Dunst der Dämmerung über der See verdichtete sich mehr und mehr. Schon hatten sie das plumpe Bierdeck, den Rest des alten abgetragenen Leuchthurmes, hinter sich, diesen Lieblingsplatz der Lootsen, wo auch jetzt wieder eine Gruppe derselben stand und mit Aufmerksamkeit ein paar Dampfern folgte, deren leichte Rauchwölkchen ein anderes als gerade ein Lootsenauge schwerlich noch an dem Abendhimmel hätte unterscheiden können.

Vor ihnen lag, von dem Lichte des neuen Leuchthurms erst schwach getroffen, und so in dem ungewissen Schimmer der einbrechenden Nacht doppelt imposant, der „Mönch“; man hielt einen Augenblick an dem Geländer der Klippe an, um den einsamen prächtigen Felskegel zu betrachten.

„Ich möchte ihn einmal bei Mondlicht sehen,“ sprach Frau Veier. „Von allem, was die Insel Schönes und Sonderbares bietet, finde ich den ‚Mönch‘ am interessantesten.“

„Gnädige Frau, wenn Ihnen das Schicksal alle Ihre Wünsche so prompt erfüllt wie diesen, wüßte ich, warum Sie in vielen Dingen so — so blasirt geworden sind,“ meinte der Regierungsrath. „Wir haben heut Vollmond, und in einer Stunde können Sie Insel und Meer in der gewünschten Beleuchtung bewundern.“

„Charmannt! Trinken Sie den Thee doch mit uns in der ‚Stadt London‘, Frau Geheimrätthin. Vom Oberlande aus muß dieser Anblick ja interessanter sein, als vom Strande, weil Sie von unten nur einen weit geringeren Theil der See überblicken,“ sagte Frau Veier, und die alte Dame, welche grundfänglich überall





Villa „Pin“ in den Gärten des Vatikans. Nach einer Originalzeichnung von F. & Goulan.

„mitthat,“ wie sie das selbst bezeichnete, war sofort einverstanden.

„Es geht uns schlecht, lieber Freund,“ klagte der Regierungsrath gegen Herrn von Löben in jenem Flüstertone, der darauf berechnet ist, auf zwanzig Schritt Entfernung gehört zu werden; „aber wir wollen uns rächen, indem wir uns das Abendbrod am Nachbartische serviren lassen.“

„O, Frau Beier erlaubt schon, daß Sie sich mit an den ihrigen setzen,“ rief die Geheimrätthin belustigt, und Frau Malwine lächelte wie Jemand, der sich mit heiterer Würde in das Unvermeidliche schickt.

Als sie nach dem Thee aus dem Hotel wieder auf den Falm hinaustraten, schwebte der Mond bereits voll und groß am Himmel. Sein silbernes Licht fluthete in einem breiten zitternden Streifen auf der See und übergießte die Dächer der Unterstadt mit einem zauberischen Schimmer. Aus dem Hafen, wo regelmäßig von Sonnabend zu Montag der Hamburger „Curhaven“ und die Bremer „Nordsee“ ankern, erschienen die Lichter der beiden großen Dampfer förmlich roth gegen den weißen Glanz des Mondes und selbst die erleuchteten Fenster des Restaurants drüben auf der Düne glänzten wie in rothem Scheine. Weit, weit über das Meer hinüber stimmerten von Zeit zu Zeit schwach leuchtende Punkte, das waren die Feuerschiffe der Eider und die Leuchttürme der holsteinischen Inseln.

Langsam schritt die Gesellschaft den Falm hinauf. Da wo hinter dem letzten Hause der Blick auf den schlanken neuen Leuchtturm Helgolands frei wird, dessen Licht in langen senkrechten Streifen aus der Glaskugel bricht und das jetzt mit dem Monde um die Herrschaft wenigstens auf der Insel rang, blieben die Geheimrätthin und Erna stehen und riefen wie aus einem Munde: „Wie wunderbar schön ist es hier!“

„Nicht wahr?“ sagte der Regierungsrath. „Und doch kenne ich Jemanden, der diese Insel in wenigen Tagen ohne Bedauern verlassen wird.“

„Wen meinen Sie?“ fragte Erna verwundert.

Er wies mit der Hand auf Frau Beier, welche um einige Schritte den Uebrigen voraus, sich und ihre Umgebung über dem Anblick da unten vergessen zu haben schien.

„Ich glaube, da irren Sie sehr, Herr Regierungsrath. Nur thut Malwa das, was nun einmal geschehen muß, auch stets ohne Klage,“ sprach Fräulein Hagen warm.

Werderbrook antwortete nicht; in seiner jetzigen Gemüthsverfassung empfand er jeden neuen Beweis von der verständigen Lebensauffassung dieser Frau als ein Hinderniß für seine Pläne.

Wie Frau Malwine die erste an der Südspitze der Klippe war, so war sie auch unbedingt diejenige, welche die Poesie dieses Ausblicks am besten zu würdigen verstand, und freilich breitete sich zu ihren Füßen so viel erhabene Schönheit aus, daß nur ein gefühlloser oder blinder Mensch derselben unempfindlich gegenüberstehen konnte. Auch das Gepolter der Anderen war verstummt, als sie sich über das Klippengeländer beugten und zu dem „Mönch“ niederblickten, der so stolz und finster aus dem Meere aufstieg, als wollte er nichts von den Wellen wissen, die seinen Fuß doch so schmeichelnd umspielten. Leise, wie verloren Klang zu den Horschenden ihr eintöniges Rauschen herauf, aber keine Musik der Welt hätte das stimmungsvolle nächtliche Seebild besser begleiten können.

Nach einer Weile tiefen Schweigens ergriff Herr von Löben das Wort, indem er die Geheimrätthin auf die Leuchttürme der Inseln Wangeroo und Keimwerk aufmerksam machte, die, gleich den Feuerschiffen der Elbe, als winzige glänzende Pünktchen am Horizonte leuchteten. Erna hat den jungen Gutsbesitzer um sein Fernglas, und während sie durch dasselbe blickte und Löben mit der alten Dame weiter redete, trat der Regierungsrath zu Frau Beier und legte ihr ihren Schal, den er bei dem Gange auf dem Arme gehalten, leicht um die Schultern.

„Es ist kühl, gnädige Frau und Sie sind rasch gegangen,“ sagte er, und was die Worte an zärtlicher Sorge und Aufmerksamkeit unausgesprochen lassen mußten, das ersetzte sein Blick und die Geste, mit welcher er das Fichü um sie schlang.

„Ach danke,“ entgegnete sie einfach. Wie sie dabei zu ihm aufschaute, sah er, daß große Thränen in ihren Augen standen.

„Sie weinen?“ flüsterte er, „es wird Ihnen doch schwer, von Helgoland fortzugehen?“

Sie tupfte mit dem Taschentuche ein paarmal über die Augen und meinte dann mit einer Ruhe, die von seiner leidenschaftlichen Erregtheit fast komisch abstach:

„Ich weinte nicht, Herr Regierungsrath, denn daß man bei so viel Schönheit,“ sie deutete mit der Hand über den Felsen und die mondbeglänzte See, „nicht ungerührt bleiben kann, möchte ich nicht gleich mit einem so tragischen Ausdrucke bezeichnen; freilich wird mir der Abschied von der Insel nicht leicht werden.“

„Weshalb bleiben Sie nicht noch hier?“

„Weshalb?“ Sie wandte dem Monde und der See den Rücken und schaute träumelisch nach der Glaskugel des Leuchtturms; es sah beinahe aus, als vergäße sie über einem Gedanken, der sie bewegte, zu antworten. Endlich sagte sie aber doch: „Meine Gegenwart zu Hause ist durchaus notwendig, und so muß ich heim“... aber daß der Seufzer, mit welchem sie diese Worte sprach, der kleinen Margret und deren trauriger Zukunft galt, konnte der Regierungsrath nicht ahnen. Eine ungewisse, doch sehr beglückende Hoffnung stieg in ihm auf, und in der Erwägung, daß ein so günstiger Moment des Unbeachtetseins nicht so bald wiederkehren dürfte, haßte er nach ihrer Hand und führte sie schnell an seine Lippen.

„Gnädige Frau — Frau Malwa,“ flüsterte er.

„Wie!“ gab sie halb lachend, halb entrüstet leise zurück, indem sie ihm die Hand entzog, „gehören Sie zu den Menschen, denen das Mondlicht zu Kopfe steigt, und sind doch solch ein gewiegter Praktikus in der Kunst des Lebens!“

„Man bleibt in vielen Dingen immer ein Schüler, der einer klugen Lehrmeisterin bedarf,“ versicherte er.

Sie kräuselte die Lippe und blickte ihn schweigend an, gleichsam als komme ihr dieses bescheidene Geständniß an ihm höchst unnatürlich vor.

„Ja ja, sehen Sie mich nur an mit diesen prachtvollen Augen, in denen eine ganze Welt liegt...“

„Aber eine unbewohnte, Herr Regierungsrath,“ unterbrach sie seinen hitzigen Eifer mit kühlem Lächeln, zog den Schal



enger um die Schultern und trat näher zu den Anderen heran, so daß ein Festhalten dieses Unterhaltungstones dem Regierungsrathe nicht mehr angezeigt erscheinen konnte; auch folgte er ihr nicht gleich, sondern verharrte noch ein paar Minuten an seinem Platze. Ihre letzten Worte hatten ihn doch härter getroffen, als er ihr hätte verrathen mögen, ihm war, als habe auch die menschliche Seele ihre Sehnen und als sei ihm eine davon soeben durchschnitten worden.

Die Uebrigen ahnten nichts von seinem Gemüthszustande, am wenigsten hätte Frau Beier selbst geglaubt, daß ihre schlagfertige Antwort ihm wirklich zu Herzen gegangen sei. Sentimentalen Stimmungen, die das Mondlicht im Hirn erzeugt, stand sie mißtrauisch gegenüber, weil bei ihr, wie bei allen denjenigen, in welchen der Charakter das Gefühl überwiegt, die Empfindungen stät und von Sonne und Mond durchaus unabhängig waren.

Bald hatte sie den „phantastischen Unsinn,“ wie sie die Aeußerungen des Regierungsraths in ihrem Inneren kurzweg zusammenfaßte, über einem ruhigen Gespräche mit den drei anderen Personen der kleinen Gesellschaft vergessen, und hätte Werderbrook nur glauben wollen, daß es wirklich Frauen gibt, welche die huldigen Pfaffen eines Mannes nicht unter allen Umständen als kostbare Andenken in ihrem Herzensschreine aufbewahren, sondern mit klugem Auge das böhmische Glas von den Diamanten auszusondern verstehen, so hätte ihm das für den Rest des Abends viel stille Kränkung erspart. So aber bereute er, daß er sich zu weit hatte hinreißen lassen, mußte sich auf dem Rückwege gewaltig zusammennehmen, um seine Verstimmung zu verbergen und faßte sich innerlich erst wieder, als an ihrer Hausthür Frau

Beier so freundlich wie gegen die Geheimrätthin und Herrn von Löben auch gegen ihn die Hoffnung aussprach, daß morgen für die Bootfahrt nach dem Vogelfelsen schönes Wetter sein möge und den Herrschaften wünschte, daß der Spaziergang ihnen gut bekomme. Ja, was sie selten that, sie reichte nicht nur der alten Dame, sondern auch den beiden Herren die Hand, und der Regierungsrath glaubte, als sie ihm diese Günst erwies, zu bemerken, daß ein gutmüthig-spottendes Lächeln um ihre Lippen zuckte, was er sich in die Worte übersehte: „Du bist ein Narr, aber ein liebenswürdiger,“ und auf solche Weise getröstet schlafen ging.

X.

Kreischend und glucksend, klagend und schnatternd hockten die Tausende von Lummern in langen Reihen auf den Abstufungen ihres Felsens, als unten Claus Neudens' heut dicht besetztes Boot langsam, denn es war windstill, und so konnte der Schiffer nur rudern, an dem Westrande der Insel dahinglitt. Fräulein Hagen glaubte etwas Sonderbareres noch nicht gesehen zu haben als diese lärmende, eng aneinander gedrängte Gesellschaft, in der jedes einzelne Mitglied das andere zu überschreien strebte, ohne daß sie sich hätten bewegen können, so knapp war ihnen der Raum bemessen. Die Geheimrätthin theilte Erna's Amüsament über den komischen Anblick, die Herren erzählten heitere Geschichten von der vorjährigen Lummernjagd, an welcher sie sich theilhaft hatten, und nur Frau Beier schaute mit nachdenklichen ernstern Blicken an der schroffen rothen Klippe empor oder hinüber zu den tiefen Grotten und Höhlen, den kecken Felsenthoren und Steinfiguren der zerklüfteten Klüfte. Dies Alles, was ihr Auge und Herz so oft entzückt, sollte sie bald nicht mehr sehen — wie ist doch das Abschiednehmen ein so schweres, trübseliges Geschäft!

Vielleicht ist es ein Charakterzug, den alle leidenschaftslosen Menschen mit einander gemein haben, daß sie sich schwerer von einer schönen Gegend, als von lieben Menschen losreißen. Die Möglichkeit, letztere auch bei sich in der Heimath begrüßen zu können, mag unbewußt zu dieser anscheinend ungerechten Empfindung beitragen, gewiß ist, daß Frau Malwine an die Trennung von ihren liebenswürdigen Begleitern mit geringerer Wehmuth dachte als an den Abschied von Insel und Meer. Merkwürdig erschien es ihr, daß ihre Schwester so heiter die Gegenwart genoss, ohne an das baldige Lebewol zu denken und sich das Herz dadurch zu beschweren. War es, weil sie jung war? Und Frau Beier kam sich innerlich so alt vor, wie der Regierungsrath sie damals im Sturmgebraus am Strande erklärt hatte, als sie seiner Schmeichelei die Ruhe ihres „todten“ Herzens entgegengesetzt.

Die Erinnerung an sein gestriges sonderbares Verhalten in dem Zwiegespräche mit ihr lenkte ihre Betrachtungen nach einer andern Richtung.

„Man braucht nur einen Mann ganz gekannt zu haben,“ dachte sie mit jener kaltblütigen Seringerschätzung, welche ein für allemal für sie mit dem Andenken an ihren verstorbenen Gemahl verknüpft war, „um sie alle zu durchschauen. Mondlicht oder Wein, oder der gewisse lyrische Schwung in der äußeren Erscheinung einer Frau und die sogenannte Liebe ist im Augenblick fertig. Frägt sich nur, auf wie lange!“

Dann hatte sie doch das Gefühl, als thue sie Werderbrook Unrecht, wenigstens war er sich in seiner Auszeichnung für sie schon wochenlang treu geblieben.

„Weil er wußte, daß dergleichen bei mir ungefährlich ist,“ sagte sie sich aber gleich darauf. „Hätte er von mir annehmen können, daß ich an der einen großen Erfahrung meines Lebens noch nicht genug gehabt, so würde er sich bei Zeiten zurückgezogen haben...“ und der Gedanke, daß die leichtfertige Motte sich bei ihrem Spiele die Flügel doch ein wenig versengt, stimmte sie heiterer, als irgend eine andere Erwägung dies momentan vermocht hätte.

Indem die junge Frau solchermaßen in der kühlen Weisheit, dem Resultate ihrer verfehlten Ehe, der Wahrheit nahe genug kam, vergaß sie doch, daß Gleichgiltigkeit und Zurückhaltung einen Mann zu weiteren Schritten reizen können, als zu unternehmen er ursprünglich Willens gewesen.

Was im Anfange dem Regierungsrath ein angenehmer Zeitvertreib erschienen — das Zusammensein mit ihr — das war ihm jetzt zur Nothwendigkeit, zur Leidenschaft geworden; je weniger sie durch ihre täglichen einsamen Bootfahrten ihm dazu Gelegenheit gegeben, desto eifriger hatte er die Stunden, wo er sie sehen und sprechen konnte, ausgenützt, und wie er thatächlich zuerst nur die Idee gehabt hatte, sich durch eine Liebele mit der geistig geweckten, lebenserfahrenen und doch noch so jungen und schönen Frau seinen Aufenthalt in Helgoland möglichst amüsant zu gestalten, so besaßte ihn jetzt der glühende Wunsch, dieses Weib sich für das Leben zu gewinnen. Er besaß Kühnheit genug, um zu wissen, daß er heute noch auf einen regelrechten Antrag einen mit großer Seelenruhe ausgetheilten Korb erhalten würde... aber morgen? oder übermorgen? Drei volle Tage blieben ihm

noch bis zu ihrer Abreise, und des Weibes Sinn ist veränderlich, und das Frauenherz schwach.

Vorkäufig sah er neben ihr auf der schmalen Bank des Rahnes, die langen Enden ihres Schleiers wehten ihm zuweilen über die Wange, und wenn sie den Arm hob und erklärend auf irgend einen Punkt in Insel oder Meer deutete, streifte ihr weiter Mantelärmel seine Hand. Dann durchzuckte es ihn allemal wie ein elektrischer Schlag, er hätte die Arme um sie legen und sprechen mögen: „Mein!“ statt dessen aber mußte er sich nicht nur mit seinen Worten und Bewegungen, sondern selbst mit seinen Blicken hüten; die Geheimrätin hatte kluge scharfe Augen, und was sie bei Löben und Erna begünstigte oder wenigstens ignorirte, das hätte sie bei ihm belächelt und die junge Frau mit dem Verliebten in grauem Haar geneckt; und daß Frau Veier nicht bloß aus weiblicher Kriegslust, sondern aus ihrem aufrichtigen Wesen heraus in den Spott mit eingestimmt hätte, gestand sich der Regierungsrath zwar nicht in klaren Worten, aber durch ein gewisses Unbehagen bei dieser Vorstellung.

Wer ihm vor vier Wochen gesagt hätte, daß er, der blaßte, in alle Vortheile des Hagestolzenhums eingewöhnte Lebemann keinen sehnlicheren Wunsch kennen würde, als sich seiner köstlichen Junggesellenfreiheit zu Gunsten einer Frau zu begeben, die ihn zum mindesten nicht ermutigte und keine Ahnung davon zu haben schien, welsch ein gesuchter Salonlöwe zähm zu ihren Füßen lag.

Die heißüberfluthende idealische Liebe des Jünglings, der in der Geliebten eine Offenbarung der Gottheit sieht, zu welcher er kaum emporzublicken wagt, hatte mit dem Gefühl des Regierungsraths für die „Wittne Malwa“ wenig gemein, dennoch war, was er für die junge Frau empfand, das Beste und Kleinste, was seinem Herzen an Empfindungen geliebt war, und kann man bei einem Manne, der, um mit dem Satiriker zu reden, „alle sieben Farben durchgelebt hat“, noch von Liebe sprechen, so liebte er sie, liebte sie um so mehr, je weniger sie es beachtete und so unbeirrt neben ihm hinwanderte, als hätte ihr ihre Erfahrung noch keine Erklärung für solche Blicke und Worte gegeben, wie sie sie täglich von ihm sah und hörte.

(Schluß folgt.)

Das Malen auf Glas mit schmelzbaren Farben.

III.*

Das Material zum Malen auf Glas mit schmelzbaren Farben.

Die bei der Glasmalerei gebrauchten Farben müssen die Eigenschaft haben, sich in Glühhitze aufzulösen, zu schmelzen und in diesem Zustande sich mit dem Glas unlöslich zu verbinden. Diese Farben bestehen aus Metall, d. h. Eisen-, Kupfer- und Bleioxyden, denen bestimmte Glasflüsse zur Verbindung zugefügt werden. Die Schwierigkeit, die Farben selbst zum Malen fertig zu stellen, veranlaßte mich, den Lehrer des Glasmalens am Victoriaalceum zu Köln, Herrn August Wahres, aufzufordern, eine genügende Anzahl von Farben so vorzubereiten, daß sie von Liebhabern der Kunst sofort benutzt werden könnten. Diese Farben nebst den zum Glasmalen nöthigen Pinseln, Reibern, Spabeln, Delen etc. befinden sich in mehr oder weniger einfachen Holzkästen, die von obengenanntem Glasmaler käuflich zu beziehen sind; einfachere Kästen mit Material zu M. 20, feinere mit genau demselben Inhalt zu M. 30. Es befinden sich in denselben, zur Auswahl für die Damen, die Farben entweder in trockenem Zustande, in etikettirten Blechbüchsen oder als zubereitete Delfarbe in Tuben. Die Bezeichnung „Delfarbe“ ist übrigens nicht so zu verstehen, als ob damit die beim Delmalen gebräuchlichen Farben gemeint seien; es sind speziell zum Glasmalen benötigte Schmelzfarben mit Glasfluß und dem erforderlichen Dicksöl zum Malen vorbereitet. Die größere Büchse oder Tube enthält das oft gebrauchte Schwarzloth, in den übrigen befindet sich Schattirbraun, Braun zum Radiren, Fleischfarbe, Purpurroth, Silbergelb, Gelbgrün, Blaugrün, Blau, Luftblau und Schwarz. Eine 11. Büchse hält man zur Aufnahme von Schwarzloth bereit, das man von den Glastafeln wieder abgekragt hat, um dasselbe, neu mit Terpentin und Dicksöl angerieben, weiter zu verwenden. Feinere Stiefeln sind mit dieser bereits gebrauchten Farbe nicht auszuführen, wol aber Hintergründe, Ausfüllungen etc. Es ist zu betonen, daß frisch bereitete Farbe nicht gut deckt, daß man daher am besten thut, die angeriebene Farbe einen Tag stehen zu lassen, dann aufs neue mit Terpentin und Dicksöl zu verreiben und nun erst zu gebrauchen.

Da die Farben ungebraunt eine andere Tönung haben als gebrannt, habe ich zur genauen Orientirung und Vorherbestimmung kleine Glasstückchen mit den in dem Kasten befindlichen Farben gemalt, denselben Namen der Farbe einnägen und sie so brennen lassen, so daß man sofort die richtige Farbe zu wählen im Stande ist.

Außer den in den Tuben oder Büchsen befindlichen Glasmalfarben kann man durch Mischung eine ziemlich reiche Farbenscala hervorbringen; Blau mit Purpur gibt Violet, Scharlachroth mit hinterlegtem Silbergelb gibt eine neue prachtvolle rothe Farbe u. s. w. Die weißen Stellen eines Bildes werden durch Herausnehmen aller Farbe hervorgebracht.

Die zum Glasmalen benötigten Pinsel sind 1. sogenannte Schleppe; 2. Halschleppe; Pinsel mit außergewöhnlich langen Haaren, die entweder auf die erforderliche Spitze bereits gearbeitet oder die man selbst durch Verschneiden an den Seiten sich zuspitzt; 3. Stuppspindel; 4. Radirpinsel; 5. Aufstragpinsel (mit breiter, flacher Vorstenlage); 6. Vertreiber (ein in

Gestalt eines kleinen Besens hergestellter Pinsel von Dachshaaren). Zum Tuscheln und Lajiren gehören 7. Haarpinsel. In den Kästen sind diese Pinsel nach obengenannter Nummerirung bezeichnet, um sie kenntlich zu machen.

An Delen gebraucht man Terpentin-, Dick- und Lavendelöl. Letzteres nur, um beim Schattiren die weicherer Uebergänge hervorbringen zu können, was nur durch Malen von Naß in Naß geschehen kann. Das Lavendelöl trocknet weniger schnell als Dicköl.

Zu den Studien hält man sich einige Stücke geschnittenen Glas bereit, um darauf Striche, Linien, Krullen etc. auszuführen, um sie ferner als Probescherven nach dem Auftragen neugemischter Farben, deren Ton noch nicht bekannt ist, brennen zu lassen. Solche Glasstücke benutzt man auch als Paletten; man zieht die auf einer Seite mattgeschliffenen Stücke zu letzterer Verwendung vor. Sollen schon die ersten gemalten Stücke Glas praktische Verwerthung finden, müssen diese Glascherben ausdrücklich als Glas, „das die Eigenschaft hat, Silbergelb aufzubrennen“ beim Kunstglaser bestellt werden.

In den Kästen befinden sich ferner Farbensteine und Läufer von Achat oder Glas zum Feinreiben der Farben, ferner ein Stahlspatel.

Zur Ausführung von Glasmalereien, speciell von Radirungen, gehört ferner eine besondere Staffelei, die auf den Tisch gesetzt wird. Dieselbe besteht in einem doppelten, zum Zusammenklappen eingerichteten Rahmen. Eine Seite desselben liegt auf dem Tisch, die andere wird durch Stützen aufrecht gehalten, die in Einschnitte am ruhenden Rahmen eingesezt werden; der Rahmen kann durch dieselben höher und tiefer gestellt werden. An der unteren Kante des aufrechtstehenden Rahmens muß ein rinnenartiger Ansaß, eine sogenannte Falze, angefügt sein, zur Aufnahme der darauf zu stellenden mattweißen Glasscheibe, sowie des davor zu lehrenden Glasgemäldes. Am vorderen Rande, vor den Glastafeln, ruhen die Radirpinsel. Die Stützen sind so angebracht, daß sie im Innern des Rahmens in Schrauben laufen und unten in den oberen Rahmen hineinpassen. Beide zusammengeklappte Theile des Rahmens werden von beiden Seiten mit Naken und Delen geschlossen. Eine solche Staffelei ohne Scheibe kostet M. 8, mit Scheibe M. 10.

Beim Glasmalen, speciell beim Auftragen der Contouren, benötigt man ferner hölzerner Handstützen; ungefähr zollhohe und fußlange Bänken in der Breite von 2—6 Zoll, von so kräftigen Brettern gefügt, daß der Arm eine feste Stütze auf denselben findet. Sie werden je nach Bedürfnis der Länge oder der Breite nach über das zu malende Glas gesetzt; der rechte Arm wird darauf gelegt und der kleine Finger der rechten Hand streift beim Malen an dem Rande des oberen Brettes hin, während der Pinsel den Contouren folgt.

Nöthig zum Glasmalen ist ferner ein Fläschchen mit Salpeter- und eines dergleichen mit Salzsäure. Keines von beiden findet sich im Kasten. Diese Säuren sind sehr sorgfältig vor unbefugtem Gebrauch zu verwahren. Ferner ein Stüchchen präparirten Wachses zum Aufleben der Glastafel auf die matte Scheibe der Staffelei oder der verschiedenen kleinen Stücke eines Mosaikgemäldes auf dieselbe, um einen Ueberblick über das ganze Bild wegen des Schattirens zu erhalten, und doch ein provisorisches Verbleien zu vermeiden.

Da ich annehmen darf, daß manche der sich mit Glasmalen beschäftigenden Damen sich auch näher über das zu verarbeitende Material unterrichten wollen, verweise ich auf ein lehrreiches Werk: „Games Ballantine, Gefärbtes Glas und Glasmosaik“, deutsch von H. Gauß. Das zu bemalende Glas ist von verschiedener Stärke und Durchsichtigkeit. Wir gebrauchen hauptsächlich Cathedral- und Antikglas. Ersteres zeigt viele künstlich hervorgebrachte Unebenheiten, welche die wundervollen Lichteffekte der gemalten Scheiben hervorbringen. Die Alten konnten kein anderes glatteres Glas machen, sie brachten jene Unebenheiten unwillkürlich hervor; heute, bei vollendeteter Technik, producirt man sie absichtlich. Und in der That, die zauberhafte Wirkung der Strahlenbrechung des hereinfallenden Lichtes auf solche Scheiben rechtfertigt ein solches Zurückgreifen auf die Fabrikation einer sonst längst überholten Culturperiode durchaus. Das Antikglas stammt aus einer späteren Periode. Als die Fabrikation des geblassenen Tafelglases zuerst gebräuchlich wurde, traten in Folge noch mangelhafter Technik vielfach Blasen in die Glasfläche. Diese Blasen benutzte man klüglich ebenfalls zu Lichteffekten bei der Glasmalerei. Ja, die Wirkung des Antikglases war noch größer, als die des Cathedralglases, weil jenes mehr durchsichtig war, als das gegossene. Auch das Antikglas wird heutzutage künstlich hervorgebracht. Freilich ist die natürliche Farbenbrechung der Alten trotzdem noch lange nicht erreicht. Die besten sind die englischen Antikgläser.

Die fertig gestellten Glasbilder werden nun dem Glasbrenner übergeben, um von ihm in der Muffel gebrannt zu werden. Sollte an einem Ort hierzu keine Gelegenheit sein, so rathe ich an, die gemalten gutgetrockneten Glasstücke wol verpackt, etwa in Kästchen mit Seitenfalten, nach Köln an obengenannte Adresse zu verschicken. Das Brennen derselben wird billig berechnet. Das Atelier übernimmt auch die Sorge für das Verbleien und Armiren. Es empfiehlt sich, vorher eine Kostenberechnung aufstellen zu lassen. Diese normirt sich übrigens nach dem Maß der Scheiben. Sollen Mosaiken zusammengesetzt werden, kann man selbst die Farbe der einzusetzenden Buntstücke Glas bestimmen oder man überläßt dem Glaser die Wahl der Farben. Ich selbst bin immer gern erbötig, mit Rath und That zur Hand zu gehen, mich mit dem Glaser zu berathen, alte Muster auszusuchen oder neue zusammenzustellen.

Die obengenannte Muffel ist ein eigens construirter Ofen, in welchen die gemalten Gläser auf Eisenplatten eingeschoben werden, um in der eingeschlossenen Glühhitze den Prozeß des Schmelzens und der unlöslichen Vereinigung von Farbe und Glas zu durchlaufen. Schon in der von Theophilus uns hinterlassenen Anleitung zum Glasmalen wird erwähnt, wie manche Farben mehr, manche weniger Hitze zum Schmelzen bedürfen; die Glasbrenner tragen deswegen Sorge, die Glasstücke so zu ordnen, daß die am meisten Gluth bedürftigen, das Strengflüssige (also das weiße, gelbe und rothe) in die Mitte, das blaue und grüne Glas nach außen zu liegen kommen. Manche Stücke müssen sogar wiederholt in den Ofen kommen, ehe sie die richtige Farbe erhalten. Die Reihenfolge der Brände bestimmt natürlich der Brenner; er richtet sich dabei nach dem Colorit. Es ist ein großer Unterschied,

ob das Bild auf die ganze Scheibe oder in einzelnen Stücken in die Muffel kommt; die ganze Scheibe muß öfter gebrannt werden als die Stücke.

Nicht nur die Farben verlangen verschiedene Glühhitze, sind leicht- oder strengflüssig, auch das Glas selbst ist verschieden in Weichheit oder Härte, also auch beim Brennen verschieden zu behandeln. Das härteste Glas ist im Allgemeinen das weiße, das weichste das orangegelbe. Doch trifft dies nicht in allen Glasfabriken zu.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Contouren und Schattirungen vor dem Brennen erst gut trocken müssen. Man legt sie zu diesem Zweck in einen Schrank oder verschließbaren Kasten mit Brettern oder Fächern, um Staub und andere Fährlichkeiten von den Gläsern abzuhalten.

Lina Schneider.

Literarisches.

„Prinz Friedrich Carl im Morgenlande.“ Nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen von seinen Reisebegleitern Dr. H. Brugsch und Major von Garnier (Frankfurt a. D., Frowisch u. Sohn). In 10 Monatslieferungen. — „Nicht jede Fürstentum ist eine Odysee,“ wahrlich nein! Und verdient daher auch weder besungen, noch beschrieben, noch illustriert zu werden. Aber wo der reisende Fürst eine Persönlichkeit ist, wie der General-Feldmarschall, Oberkommandant der 1. Armee in Böhmen, der 2. in Frankreich und Besieger von Mex, Prinz Friedrich Carl von Preußen, und wo die durchkreisten Lande so wichtig sind, wie die von ihm durchmessenen, und die Begleiter so kenntlich, wie Brugsch und so scharfschauend wie Major v. Garnier, da lohnt eine Beschreibung und Illustration sehr wol und gestaltet sie sich dann so anziehend und so farbenreich, gibt sie so viel Neues und Wissenswürdiges, wie uns hier die zunächst vorliegenden ersten Hefte bieten, dann müssen wir sie freudig willkommen heißen und den Entschluß, der dieses Werk ins Leben rief, dankbar erkennen, wie hiermit geschieht. Das 1. Heft enthält ein gut geschriebenes Vorwort, eine hübsche Einleitung „Wintersfahrt nach Dreilinden“, ein weiteres Kapitel „Was sich auf der Reise von Berlin nach Alexandria ereignete“, ein „In Alexandria“ — alle frisch und sehr hübsch geschrieben und begleitet von zahlreichen Illustrationen, die der feste Stiff des Major v. Garnier an Ort und Stelle entworfen: ein allerliebster Schmuck für das interessante Werk, dem wir einen großen Leserkreis wünschen.

Das schöne und verdienstliche Werk von Rub. Kleinpaul „Neapel und seine Umgebung“ (Leipzig, Schmidt u. Günther), von uns schon bei seinen ersten Lieferungen mit Anerkennung begrüßt, hat mit dem 15. Hefte seinen Abschluß gefunden und ist dem Plane, der seiner Entstehung zu Grunde lag, bis zu Ende treu geblieben. Neapel und seine Umgebung haben von berufener Hand mit gewandter Feder eine ansprechende, lebendig schildernde und im Ganzen erschöpfende Darstellung erfahren; anderthalbhundert fast durchgängig vorzügliche Illustrationen fördern die vermittelnde Kraft der Schilderung bis zu völliger Befriedigung. — Die letzten Hefte beschäftigen sich mit der Ruinenstadt Pompeji und den berühmten Ortscaputen des Golfs von Neapel: Pozzuoli, Bajae, Capo Miseno, den Inseln Ischia, Procida und Capri, endlich mit der schönen Halbinsel von Sorrento und dem Golf von Salerno. Besonders interessant sind von den entsprechenden Illustrationen zwei pompejanische Interieurs: Peristyl des Hauses der Dioskuren und Garten des Hauses des Lukretius; eine vorzügliche Rundsicht vom Epomeo; zwei schöne Ansichten von Capri; ein höchst gelungenes Bild des köln gelegenen Castells von Ischia und die treffliche Abbildung eines Klosters bei Amalfi. — Auf Reisende, die aus Italien zurückgekehrt sind, muß dieses Werk einen außerordentlichen Reiz ausüben, denen aber, die Neapel noch nicht gesehen, die Sehnsucht dorthin mächtig beflügeln.

„Aus der Jugendzeit.“ Von L. R. Ein freundlicher Zufall wehte uns unlängst diese Blätter in die Hand, nicht zur Kritik (diese unterjagt uns das dem Titel beigefügte avis au lecteur: „Als Manuscript für Freunde gedruckt“), aber zu interessanter Kenntnisaufnahme der poetischen Stimmungen, Stoffe und Formen einer Zeit, die seit einem halben Jahrhundert hinter uns liegt. Mit stillem lächelnden Besagen schweifte unser Auge über diese einfachen, formell nicht selten ungelesenen, aber stimmungsvollen und tief empfundenen Lieder hin: die ältesten 1831 geschrieben! Dankeshymnen an verehrte Lehrer, Trauerlieder auf ihren Hingang, voll rührender, jetzt fast unbekannt gewordener Pietät. Dann Gelegenheitsgedichten eines fleißigen, poetisch angeregten Jünglings, mit starken Anklängen an Schiller; Epigramme, halb an Horaz, halb an Goethe hinstreifend, aber immer voll ehrlicher Empfindung; ein niedliches formvolles Gedichtchen „Das Mädchen von der Brücke“; ein satirisches kleines Epos „Die Perrücken“; ein wenig „Gedankenlyrik“, schillerisch phlosophirend — damit scheint die Schulzeit abgeschlossen zu sein. Von nun an (1837) sind die Gedichte von Jena datirt und tragen vielfach auch einen studentischen Charakter, freilich anders, als jetzt ein Student schreiben würde. Seine eigene interessante Charakteristik oder vielleicht auch nur das ihm vorstrebende Idealbild eines Studirenden von 1837 zeichnet der Poet in dem Gedicht „Der Student“ — anziehend zu lesen. Dazu eine Legende im Herder'schen Stil „Des Petrus vierte Verleugnung“, ein drolliges Stück „Nach einem Rosenball“ („Rose“ — ein Jenaer Wirthshaus), kleine Humoristika etc. Allmählich aber werden die Poesien, des Dichters späteres Leben beleuchtend, ernsthafter, schwungvoller, gedankenreicher, künden die Ideale des Mannes, fingen Lust und Leid gereifteren Alters und schließen mit einem innigen Dankliede an die treue Gattin, die die verstreuten Blätter zu einem Strauß geworden und (1882) auf den Weihnachtstisch gelegt hat, dem Gatten zu wehmüthiger Freude. — Das Ganze hat uns angeheimelt wie ein Duft längst verwelteter Rosen, von liebender Hand bewahrt zum Angebenken vergangener seliger Tage!

Unsere Illustrationen.

Die kleine Fischhändlerin. (Nach dem Gemälde von Johanna Kawerau.) Fischhändlerinnen sehen, schon von Alters her, nicht gerade im Ruf großer Liebeshwürdigkeit, viel eher in demjenigen außerordentlichen Jungengeläufigkeit, und der wigige Lichtenberg wollte in der sprichwörtlichen Bredensamkeit der Verkäuferinnen geradezu einen Ersatz erkennen für die traurige Stummheit der von ihnen verhandelten Fische. Daß es auch unserer kleinen Fischhändlerin nicht an Ueberredungskraft fehlen würde, sind wir sehr überzeugt, und wen das dringlich-fröhliche Rufen des frischen Kindes nicht zum Kaufen heranzockt, der kauft sicherlich „um ihrer schönen Augen willen“, und in

* Bgl. I. S. 158, II. S. 174.

beiden Fällen ist ihr geholfen. — Wir aber können uns der Erwägung nicht entschlagen, welchen ungeheuren Aufschwung der Fischhandel auf unseren heimischen Märkten nehmen würde, gäbe die Verkäuferinnen dieser von Johanna Kaverat angestellten niedlichen kleinen Fischhändlerin! Es ist eine Betrachtung von geradezu national-ökonomischer Bedeutung. Aber wer würdigt sie? — „Einer — vielleicht keiner!“

Villa Pia in den Gärten des Vatikan. Der Wohnsitz des Oberhauptes der katholischen Christenheit, der vatikanische Palast zu Rom, ist bekanntlich ein wunderbares Conglomerat von großartigen Bauwerken, die auf Geheiß und nach dem Geschmack der verschiedenen Päpste entstanden sind. Nachdem er schon seit dem 8. Jahrhundert bestanden, wurde er zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch Innocenz III. einem umfassenden Neubau unterworfen, und Nicolaus V. faßte den Entschluß, ihn zum größten und schönsten Palast der Christenheit zu machen. Er starb vor Durchführung dieser Idee; aber Alexander VI., Sixtus IV. und Innocenz VIII. suchten nach einander dieselbe zu verwirklichen, und letzterer zog namentlich das zur Villa umgestaltete, nachmals als Museum so berühmt gewordene kleine Castell Belvedere mit in den Kreis der vatikanischen Bauwerke. Die künstlerische Verbindung stellte Bramante, der große Baukünstler der Hochrenaissance, durch Anlegung der weltberühmten Loggien, des sogenannten Großen Hofes und architektonisch schöner Garten-Terrassen her. In diesen Anlagen mit einbezogen ist auch die in unserem Bilde dargestellte malerisch schöne Villa Pia, — das jeder größeren Villen-Anlage beigegebene kleinere Gartenhaus oder Casino, von Sigorio, einem Schüler Bramantes, unter Pappst Pius IV. vollendet. Es ist in reicher Architektur ausgeführt. Die schönen Hallen des Erzebischoffes öffnen sich nach einer herrlichen Terrasse, die von Marmor-Balustraden umgeben, den Blick in das köstlichste Blumen-Parterre gestattet. Hierliche Portiken führen auf zwei Seiten zu prächtigen Freitreppen, welche die Verbindung mit dem großen vatikanischen Garten herstellen; die Aussicht auf die grandiose Peterskirche, auf die gigantischen Massen des Vatikan u. erhöht den Zauber ländlicher Abgeschlossenheit in paradiesischer Naturumgebung und friedlicher Stille. Dennoch konnten diese Räume auch lauten Festjubiläum; sie waren oft der Schauplatz glänzender Geselligkeit, und an dem mit Prachtgeräth überhäuften Tafeln unter dem überwölbenden Laubdach der herrlichen Bäume haben die bedeutendsten und erlauchtesten Männer, die schönsten und geistvollsten Frauen Italiens wie des Auslandes gegessen und sich entzückt an den Reizen, die Kunst und Natur über Villa Pia ausgegossen haben.

Feine Küche.

Feine Gemüse-Suppe (Weidenburger Suppe). 9 mittelgroße Gurken schält man, schneidet sie in dünne Scheiben, nimmt aus 3—4 Salatkröpfen die Herzhaken, sowie die gelben Blätter heraus und schneidet 4—5 Chalotten ganz fein; in einer Casserole bringt man 225—250 Gramm frische Butter zum Sieden, legt Zwiebeln, Gurken, Salat und 1 Liter junge Erbsenkerne hinein, füllt 1 Pinte weißen Pfeffer, etwas Muscatnuß, etwas gestohlenen Ingwer, Salz und etwas feingehackte Kräuter (Petersilie, Pimpinelle, Kervel), einige frische Majoranblätter, Salatblätter hinzu und läßt Alles 1 1/2 Stunde langsam schmoren, doch darf es durchaus nicht anbrennen, weshalb man gut thut, eine irdene Casserole zu benutzen. In 3/4 Liter Wasser kocht man gleichzeitig 2 Liter dicke Erbsenkerne mit 2 Händen voll Spinatblättern weich, treibt es dann durch einen Porzellandurchschlag, verdünnt dies Kürze wenn nöthig mit etwas Wasser oder Fleischbrühe, zieht die Brühe mit 5 Eigelben ab, schmeckt nach dem Salze, rührt das in Butter geschwitzte Gemüse hinzu und richtet die Suppe an.

Gebratene Kartoffeln mit Sardellen. Gute in der Schale gekochte Kartoffeln werden abgezogen, in nicht zu dünne Scheiben geschnitten, in lockende Butter gelegt, nun mit etwas feinem Pfeffer, gehackter Petersilie bestreut, 10—12 — je nach dem Quantum — gehackte Sardellen werden hinzugefügt und die Kartoffeln unter wiederholtem Umschwenken mehr geschmort als gebraten; nur hellbraun dürfen sie sein, auch kann man sie mit etwas Panirmehl überstreuen. Auf erwärmter Schüssel wird die Speise angerichtet.

Krebse à la crème in Muscheln. 60 gekochte Krebse bricht man aus, legt 20—24 von den schönsten Krebsschwänzen zurück, hackt die übrigen fein, thut das Gehackte mit 2 Eßlöffeln voll Madeira in eine Casserole, füllt Salz, 1 Pinte Pfeffer, etwas Muscatnuß, 1 Theelöffel voll Estragonessig hinzu, verrührt mit 40—50 Gramm sehr frischer Butter etwas Mehl, gibt dies und eine Overtasse voll süßen fetten Rahmes dazu, rührt Alles auf gelindem Feuer 10 Minuten, zieht, ist die Crème zu dünn, 2 Eigelbe hindurch, füllt die Masse in erwärmte Muscheln, streut auf jede etwas Petersilie und legt einen Krebschwanz darauf. Die Krebschwänze müssen im Marienbade warm gehalten werden. Die Muscheln stellt man auf eine mit zerhackter Serviette belegte Schüssel und verzehrt diese mit Petersilienkräutchen.

Woll man die Krebse à la crème vor dem Braten geben, so wird die Speise auf ovaler Schüssel angerichtet und mit den Krebschwänzen und frischer Petersilie verzehrt.

Gebadene Kalbsnieren (englisch). Ganz frische Kalbsnieren schneidet man, doch ohne sie ganz zu trennen, der Länge nach durch, steckt die dickeren Enden mit Holzspeisern wieder zusammen, brät die Nieren dann in halb Butter, halb Schweineschmalz goldbraun, nimmt die Holzspeiser, ist dies erreicht, herans, legt zwischen die Nierenhälften ein Stückchen Anchovisbutter, beträufelt sie mit etwas Citronensaft, drückt die Nieren wieder zusammen und servirt sie recht heiß mit Salz und Pfeffer bestreut.

Hammelkeule mit Knoblauch Ragout (französisch). Eine Hammelkeule läßt man 2—3 Tage an der Luft hängen, klopft sie dann tüchtig, zieht die Haut ab und spickt sie recht dicht mit Speck und Sardellenstreifen, bestreut die Keule mit Salz und brät sie unter fleißigem Begießen am Spieß schön saftig und gar. 1/2—1/4 Kilo Knoblauch blanchirt man unterdessen smal mit lockendem Wasser, läßt ihn abtropfen und dampft ihn in irdener Casserole in Butter und kräftiger Fleischbrühe gar, gibt etwas von der Bratenjus und etwas braungehitztes Mehl, wenn es nöthig ist, hinzu, schneid das Ragout mit etwas Citronensaft und richtet es um die Hammelkeule geleg auf erwärmter Schüssel an.

Sardellenkartoffeln oder geröstete Kartoffeln gibt man zu dem Braten. Gebratener Kalb. Recht große Aale werden gut vorbereitet und Haut und Flossen entfernt, die Aale werden nicht zerschnitten, auch den Kopf läßt man daran. Man rollt sie zusammen — jeder Aal für sich —, durchsticht sie mit Holzspeisern, damit sie die runde Form behalten und bestreut sie dann mit Salz; eine Casserole buttert man am Boden, legt Zwiebeln, einige Möhren, Sellerie und Citronenscheiben, doch ohne deren Kerne, und dann den Aal darauf, gießt etwas Fleischbrühe und Weißwein darunter, bis die Fische zur Hälfte davon bedeckt sind, überstreut diese mit etwas feingehackten Kräutern und 1 Pinte weißen Pfeffers und kurz vor dem Anrichten mit etwas Panirmehl, stellt die Casserole in den Ofen und läßt die Aale langsam unter öfterem Begießen gar und goldbraun braten. Vorsichtig legt man die Aale auf eine erwärmte runde Schüssel, entfernt die Holzspeiser, überstreicht die Aale mit Glace und verzehrt sie mit Petersilie und Citronenspätkchen. Wer den Aalgeschmack sehr liebt, kann den durchgehetzten entsetzten Fond zu einer Capersauce benutzen, sonst gibt man eine Krebs-, Tomaten- oder Austersauce dazu.

Tauben-Pie. 4—5 junge Tauben bereitet man gut vor, schneidet sie der Länge nach durch, schneidet die Füße bis zum ersten Gelenke ab und biegt die Flügel und Keulen nach dem Rücken hin zusammen. Aus den Wangen, Lebern, Herzen der Tauben bereitet man, wie folgt, eine schmackhafte Farce: mit etwas Kräutern — Petersilie, Estragon, Pimpinelle — 1 Chalotte, etwas Citronenschale hackt man mit den Herzen, Lebern, Magen ganz fein, schmeißt alles einige Augenblicke in frischer Butter, füllt 2 geschlagene Eier hinzu, doch nimmt man dabei die Casserole vom Feuer, verrührt alles gut, fügt noch 2 geschlagene rohe Eier, etwas feinen Pfeffer, Muscatnuß, 125 Gramm gehacktes Rindfleisch, 125 Gramm gehacktes Schweinefleisch und 75 Gramm in Milch geweichte, wieder ausgebräute Semmelkrume hinzu, mischt dies Alles gut, treibt die Farce durch einen Durchschlag, bestreicht die inneren Seiten der Tauben damit. Dann rührt man zu der übrigen Farce noch 125 Gramm halb Schweinefleisch, halb Rindfleisch, 50—75 Gramm trockene Semmelkrumen und 1 Ei, schmeckt nach dem Salze, formt 1 1/2—2 Cent. dicke längliche Fricantellen daraus, wendet diese in Ei und Semmelkrume um und bäckt sie rasch in brauner Butter auf beiden Seiten goldbraun; schneidet

von Schweinefleisch eine gleich große Zahl 1 1/2—2 Cent. dicke Scheiben und bestreut diese mit Salz, dem man eine Prise feinen Pfeffer und 2 feingehackte Wacholderbeeren zusetzt. Auf den Boden einer mit gebutterten Fricantellen legt man abwechselnd Fleischstücken und Fricantellen, die Tauben, die Brustseite nach unten, darauf, die Zwischenräume füllt man mit kleinen Champignons, hartgekochten, ausgeschälten Eigelbscheiben, Granaten oder Krabben, gießt 1/2 Liter Fleischbrühe, in der man 1 Theelöffel voll Fleischextract und 2—3 Blätter Gelatine auflöst, darüber, legt Butterstückchen darauf, formt aus Butterteig einen Rand, legt ihn auf den mit Eiweiß bestrichenen Schüsselrand, bestreut einen Teigdeckel darauf, verzert diesen mit Blätterteigstreifen, durchsticht ihn 10—12mal mit einer Silbergabel, bestreicht die Pie mit geschlagenem Ei und bäckt sie 60—70 Minuten bei nicht zu starker Ofenhitze.

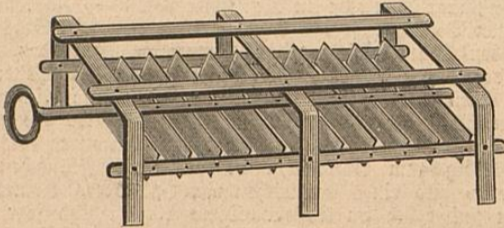
Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. August.

Fig. 1. Promenadenkleid. Der 2 1/2 Cent. weite Rock aus Seidenstoff ist am unteren Rande mit einer schmalen à plissé gefalteten Friisir von tafelfas changoant und oberhalb derselben in der Weise der Abb. mit 17 Cent. breiten, in Bogen ausgefaltenen Volants von gleichem Stoff garnirt. Die vorn schürzenartige, hinten reich geraffte Tunika hat man aus einem englischen Store hergestellt und mit felleisfarbener Spitze verzert. Aus gleichem Stoff ist die Taille gefertigt, mit einem Blüthenheil von lachs-farbenem Atlas sowie mit einem gefalteten Gurthheil und Nermelkreuz von tafelfas changoant verbunden und mit Spitze verzert. Zum Schließen der Taille dienen Knöpfe und Knopflöcher, zum Befestigen des Blüthen- und Gurththeils Haken und Oesen. Der Hut aus Strohgeflecht ist mit einem Blümentuff und Bindbändern ausgestattet.

Fig. 2. Promenadenkleid. Den am unteren Rande mit einer schmalen, in Talfalten geordneten Friisir von Sammet garnirten Rock dieses Kleides aus Seidenstoff hat man 90 Cent. hoch mit in Säumen abgenähmtem reps ottoman überdeckt. Das Ueberkleid aus letzterem Stoff ist an dem überstehenden Vordertheil blüthenartig in Falten geriebt und mit einem mit geschliffenen Stahlknöpfen verzerten Revers von Sammet verbunden; gleicher Sammet wird für den Stehragen, die Nermelkreuz und die Gürtelheile verwendet. Zum Schließen des Ueberkleides dienen Haken und Oesen. Der Sätrüm aus Seidenstoff und Spitze ist innen mit einer im Plattsch ausgeführten Etiderei verzert. Hut aus Strohgeflecht mit reps ottoman, Sammet und einem Blümentuff garnirt.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Saftbratenrost mit mechanischer Stellung. Der nebenstehend skizzirte Apparat kann ebenso im Braten wie auf offenem Feuer benutzt werden und hat sich sowohl für die Bereitung eines guten Bratens, wie beim Baden u. s. w. trefflich bewährt. Derselbe verhält das zu starke Durch- und Ausbraten, desgleichen das Dürren, Anbrennen und Verkohlen, während das Bräunen des Bratens bei Benutzung des kleinen Apparates weit besser

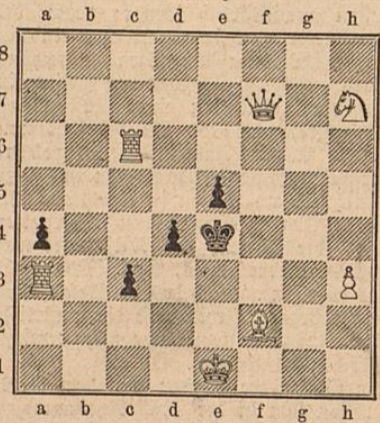


und leichter, die ganze Zubereitung aber weit schneller von statten geht als sonst. Durch dies einfache Geräth wird die Schmachthaftigkeit und Verdaulichkeit des gebratenen Fleisches wesentlich erhöht. Der Saftbratenrost ist aus geschmiedetem Eisen gefertigt, und man legt, wenn man braten will, das Bratgeräth über die offene Kohlfische, schließt dieselben aber allmählich bei stärkerer Feuertwickelung durch einen Druck am Ring, und zwar zuerst halb, später aber ganz, um in solcher Weise die Ofenhitze unten zu mäßigen und nach oben zu leiten. Der neue Saftbratenrost ist in zwei Größen (ca. 37 Cent. lang, ca. 35 Cent. breit und ca. 46 Cent. lang, ca. 25 Cent. breit) im Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin SW., Leipzigerstr. 88, vorräthig und kostet 3,50 Mark resp. 5 Mark.

Schach.

Aufgabe Nr. 133.

Von E. Loyd.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

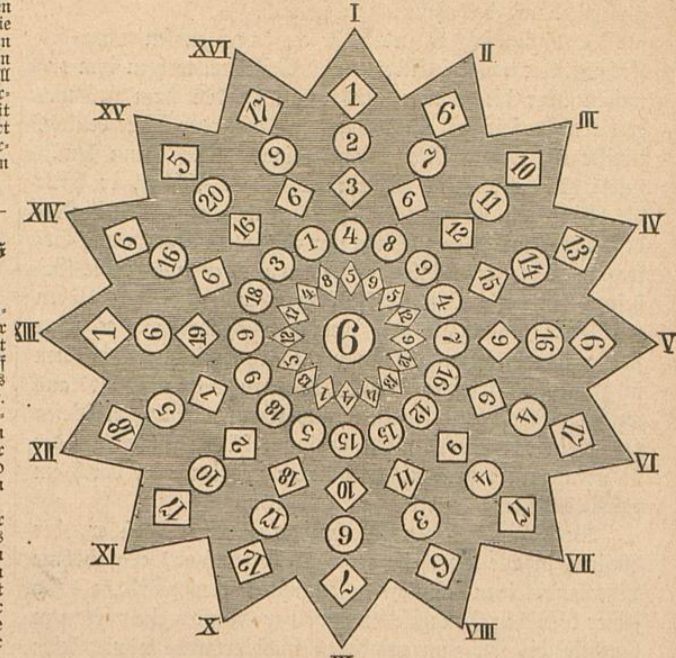
Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 131 Seite 208.

- Weiß. 1. c 2 — c 3.
- Schwarz. 1. d 5 — d 4 oder beliebig anders.
- Weiß. 2. c 3 n. d 4 oder D. T. S. L. matt.

Rebus.



Stern-Arithmograph.



Erzset man die Zahlen der obigen Sternfigur durch die entsprechenden Buchstaben, so erhält man 16 Wörter von je sechs Buchstaben mit einem gemeinsamen Endlaut. Die Anfangsbuchstaben der 16 Wörter ergeben den Titel einer beliebigen Operette.

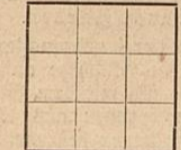
- Die Wörter bezeichnen: I. Einen weiblichen Namen, bekannt aus der griechischen Sage. II. Eine Dichtungsgattung. III. Eine der Hauptpersonen in einer Oper von Rossini. IV. Eine Schußwaffe. V. Einen weiblichen Vornamen. VI. Einen großen Strom. VII. Eine der Personen in Shakespeare's Sommernachtstraum. VIII. Den Anfang eines Zeitalterschnitts. IX. Einen Vogel. X. Ein Zeitmaß. XI. Eine edle Frucht. XII. Eine beliebige Oper. XIII. Einen Wahlspruch. XIV. Einen Aufruhr. XV. Eine Wasserbewohnerin. XVI. Einen deutschen Dichter.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 33.

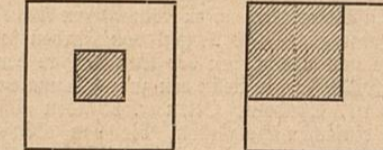
Echtersfrage. Wie kann man in französischer Sprache beweisen, daß 6 und 3 als Summe 8 gibt?

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 31 Seite 224.

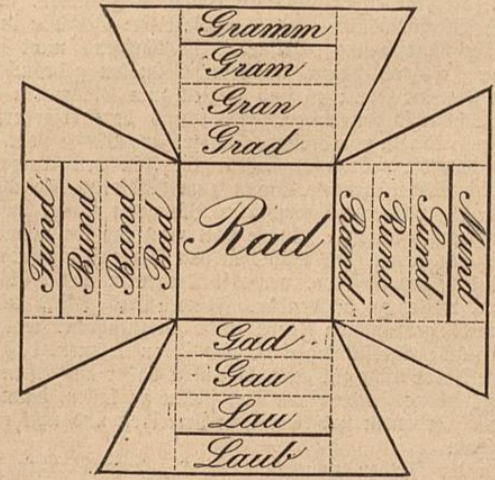
Mit den 24 Streichhölzern bildet man folgende Figur:



Die Aufgabe läßt nun die beiden folgenden Lösungen zu:



Auflösung der Metamorphosen-Aufgabe Seite 224.



Correspondenz.

Verschiedenes. C. D., Liegnitz. Lessor's Durable nennt sich ein neues beachtenswerthes und patentirtes Fabrikat in Soden. Der Vorzug dieses Fabrikates besteht darin, daß die Soden von der Fische bis zur Hade und hinauf bis zum Köchdel dreifach gearbeitet sind und dadurch außerordentlich an Haltbarkeit gewinnen. — C. F., Calw. — Omalawinta. — W. F., Hannover. — L., Dresden. Unerwennbar. — J. F., Lindau. Ihre Frage müssen wir verneinen. — G., Cassanoplag. Beide Autoren erscheinen ohne die Maske der Pseudonymität. — Violetta. Daß Sie K. L. nicht kennen, bedauern wir in Ihrem Interesse. Gebulden Sie sich übrigens bis zum Herbst. — Mehrere Abonnenten. Beschwerden über unpunktliche Lieferung des „Bazar“ sind stets an diejenige Buchhandlung oder an das Postamt zu richten, bei welcher resp. welchem man abonniert hat. Hört dennoch die unregelmäßige Zustellung nicht auf, so wolle man der Verlags-handlung des „Bazar“ (Berlin W., Wilhelmstr. 46/47) den Sachverhalt mittheilen, welche alsdann für Abhilfe Sorge tragen wird.